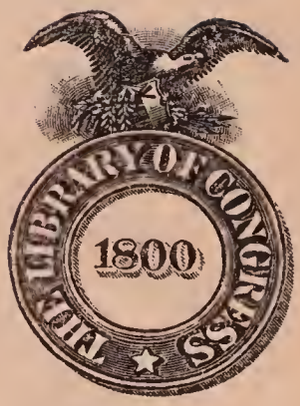
BL
1201
.K7
FT MEADE
GenColl



Class BL1201
Book .K7

2/11.87

Sammlung von Vorträgen.
Herausgegeben von
W. Frommel und Friedr. Pfaff.
VI. 5/6.

WEBER COLLECTION

Die Religion der Arier nach den indischen Vedas.

Von

Lic. th. L. Krummel,
Pfarrer zu Sandhausen (Baden).

Heidelberg.
Carl Winter's Universitätsbuchhandlung.
1881.

Sammlung von Vorträgen für das deutsche Volk.

Herausgegeben von

Prof. W. Frommel und Prof. Dr. Fr. Pfaff.

Das Nähere über diese Sammlung ist aus dem Prospekt zu ersehen, der durch alle Buchhandlungen zu beziehen ist.

Die Vorträge erscheinen in Heften, deren zehn einen Band bilden.

Man abonnirt auf einen Band zum Preis von nur **4 Mark** in jeder Buchhandlung. — **Einbanddecken** mit Goldtitel kosten für jeden Band **50 Pf.** Der Preis eines elegant in Leinwand gebundenen Bandes ist **5 M.**

Die Vorträge werden zu erhöhtem Preis auch einzeln verkauft.

Erschienen sind:

Band I. 1: **Kraft und Stoff.** Von Prof. Dr. **Friedr. Pfaff** in Erlangen. (60 Pf.) — 2: **Staat und Kirche nach Anschauung der Reformatoren.** Von Prof. Dr. **Heinr. Geffcken** in Straßburg. (60 Pf.) — 3: **Ueber den Einfluß des Darwinismus auf unser staatliches Leben.** Von Prof. Dr. **Friedr. Pfaff** in Erlangen. (60 Pf.) — 4: **Die Glaubwürdigkeit der Geschichte Jesu und das Alter der neutestamentlichen Schriften.** Von Consistorialrath Dr. **A. Ebrard** in Erlangen. (80 Pf.) — 5: **Ueber den Werth des Lebens.** Von Prof. Dr. **C. Schaarschmidt** in Bonn. (60 Pf.) — 6: **Sclaverei und Christenthum in der alten Welt.** Von Prof. Dr. **Th. Zahn** in Erlangen. (80 Pf.) — 7: **Die Päpste der Renaissance.** Von Prof. Dr. **Paul Tschackert** in Halle. (60 Pf.) — 8: **Die Gottesfreunde im deutschen Mittelalter.** Von Dr. **M. Rieger** in Darmstadt. (80 Pf.) — 9—10: **Ein Besuch der Galápagos-Inseln.** Von Dr. **Theodor Wolf,** Staatsgeologe der Republik Ecuador in Guayaquil. (1 M.)

Band II. 1: **Der Atheismus.** Von Prof. Dr. **C. Schaarschmidt** in Bonn. (60 Pf.) — 2: **Bilder aus dem Sevennenkrieg.** Von Consistorialrath Dr. **A. Ebrard** in Erlangen. (80 Pf.) — 3: **Die Anfänge des Christenthums in der Stadt Rom.** Von Lic. theol. **K. Schmidt** in Erlangen. (60 Pf.) — 4: **Die romantische Schule in Deutschland und in Frankreich.** Von Prof. Dr. **Stephan Born** in Basel. (60 Pf.) — 5—8: **Das Protoplasma als Träger der pflanzlichen und thierischen Lebensverrichtungen.** I/II. Vortrag: Die organische Zelle. Die Bildung der organischen Gewebe. III. Vortrag: Der Lebensträger. Von Prof. Dr. **J. v. Hanstein** in Bonn. (3 M.) — 9: **Der Thurmbau zu Babel.** Von Divisionspfarrer **W. Haehnelt** in Berlin. (60 Pf.) — 10: **Ueber die Nachahmung von Naturstimmen in der deutschen Poesie.** Von Dr. **L. Jacobi** in Triest. (60 Pf.)

Band III. 1: **Die Gefahren der See und die Rettung Schiffbrüchiger.** Von Contreadmiral a. D. **R. Werner** in Wiesbaden. (80 Pf.) — 2: **Die Entstehung des Christustypus in der abendländischen Kunst.** Von Prof. **A. Hauck** in Erlangen. (60 Pf.) — 3: **Goethe's Stellung zur deutschen Nation.** Von Prof. Dr. **Arnold Schaefer** in Bonn. (60 Pf.) — 4: **Tod und Ewigkeit in den Liedern der Kirche.** Von Pfarrer **G. Schlosser** in Frankfurt a. M. (80 Pf.) — 5: **Darwin's Großvater als Arzt, Dichter und Naturphilosoph.** Von Prof. Dr. **O. Zöckler** in Greifswald. (80 Pf.) — 6: **Der römische Bischof im vierten Jahrhundert.** Von Lic. theol. **Karl Hackenschmidt** in Jägerthal (Elsaß). (60 Pf.) — 7: **Schmerz und Weltschmerz.** Von Dr. **Alfred Bienengräber** in Zwickau. (60 Pf.) — 8: **Ueber gesundes und ungesundes Aussehen.** Von Sanitätsrath Dr. **P. Niemeyer** in Berlin 60 (Pf.) — 9: **Die Südseeinseln und der deutsche Südseehandel.** Von Prof. **Alfr. Kirchhoff** in Halle. (80 Pf.) — 10: **Die Börse und die Börsensteuer.** Von Dr. **Fr. Perrot** in Frankfurt a. M. (60 Pf.)

Band IV. 1: **Christenthum und bildende Kunst.** Von Prof. **W. Frommel** in Heidelberg. (80 Pf.) — 2/4: **Siebenbürgen.** Reisebeobachtungen und Studien. Von Prof. **G. vom Rath** in Bonn. (2 M.) — 5: **Blücher.** Ein Charakterbild. Von Prof. Dr. **Theodor Schott** in Stuttgart. (60 Pf.) — 6: **Ueber die modernen Alpenreisen.** Von Prof. Dr. **G. Claß** in Erlangen. (60 Pf.) — 7: **Jeremia und seine Zeit.** Von Lic. Dr. **C. H. Cornill** in Marburg. (80 Pf.) — 8: **Stille Erdwinkel.** Reisebilder aus Italien. Von Pfarrer Dr. **Rudolf Pfleiderer** in Essingen. (80 Pf.) — 9: **Herr Petter Dass.** Ein norwegisches Literaturbild aus dem 17. Jahrhundert. Von Oberlandesgerichtsrath **L. Passarge** in Königsberg. (80 Pf.) — 10: **Die Sonntagsruhe vom hygieinischen Standpunkt.** Von Sanitätsrath Dr. **Paul Niemeyer** in Berlin. (60 Pf.)

Band V. 1: **Gott und die Naturgesetze.** Von Prof. Dr. **Friedr. Pfaff** in Erlangen. (60 Pf.) — 2: **Ueber den Unterstützungswohnsitz.** Von Regierungsrath **Aug. Luthardt** in Augsburg. (60 Pf.) — 3: **Karl Mez, der Vater der Arbeiter.** Ein deutsches Fabrikantenleben der Gegenwart. Von Dr. **Robert König** in Leipzig. (60 Pf.) — 4: **Die Musik im Cultus der evangelischen Kirche.** Von Abt Prof. Dr. **L. Schoeberlein** in Göttingen. (80 Pf.) — 5: **Elisabeth Charlotte, Herzogin von Orleans.** Eine deutsche Prinzessin am französischen Hofe. Von Prof. Dr. **Theodor Schott** in Stuttgart. (80 Pf.) — 6: **Das Recht der Individualität.** Von Oberconsistorialrath Dr. **E. Niemann** in Hannover. (80 Pf.) — 7: **Ueber Gründung deutscher Colonien.** Von Prof. Dr. **Hermann Wagner** in Göttingen. (60 Pf.) — 8: **Ueber die klimatische Behandlung Brustkranker** mit besonderer Berücksichtigung von Meran. Von Sanitätsrath Dr. **P. Niemeyer** in Berlin. (60 Pf.) — 9/10: **Dante.** I. Sein Leben. II. Die göttliche Komödie. Von Dr. **M. Rieger** in Darmstadt. (1 M.)

Forts. auf Seite 3 des Umschlags.

5/6.

Die Religion der Arier nach den indischen Vedas.

Von

Lic. th. L. Krummel,
Pfarrer zu Sandhausen (Baden).

Carl Winter's Universitätsbuchhandlung in Heidelberg, 1881.

BL1201
.K7

61500
'05

Alle Rechte vorbehalten.

WEBER COLLECTION.
8.14

Die Religion der Arier.

Nicht selten wird der von Schiller einmal in einer Vorlesung „über die erste Menschengesellschaft“ flüchtig hingeworfene Gedanke, daß der älteste oder ursprüngliche Zustand des Menschengeschlechtes ein Paradies der Unwissenheit und Knechtschaft gewesen sei, auch heute noch wiederholt. Auch wenn man sich nicht auf den Darwinistischen Standpunkt von der Thierabstammung des Menschen stellt, glaubt man vielfach doch, der Mensch sei wenigstens seiner religiösen Entwickelung nach von den allerprimitivsten, um nicht zu sagen rohesten Begriffen von seinem Verhältnisse zur Gottheit ausgegangen und erst allmälig, bei zunehmender Kultur zu einer höheren Gotteserkenntniß und Verehrung vorgeschritten. Weil wir viele heidnische Völker einem rohen Fetischdienst ergeben finden, so meint man mit Hume, Grotius, Hegel u. A., nicht der Monotheismus, sondern der Polytheismus sei in religiöser Hinsicht das Prius gewesen. Erst habe der Mensch die verschiedenen Mächte, von denen er sich abhängig fühlte, zu Gottheiten gestempelt und viel später erst, auf einer höheren Stufe der Bildung, habe er sich zu der Erkenntniß aufzuschwingen vermocht, daß hinter diesen einzelnen Gewalten eine höhere, eine allerhöchste stehen möchte oder müßte.

Daß diese Ansicht mit der Lehre der heiligen Schrift nicht übereinstimmt, ist bekannt. Nicht nur Adam, Seth, Henoch, Noah, Abraham, Isaak und Jacob, sondern auch außerhalb des israelitischen Volkes stehende Leute, wie der Philisterkönig Abimelech und Melchisedek von Salem werden als Monotheisten vorgeführt. Im ganzen alten Testamente wird der Glaube an den Einen wahren Gott als etwas so unwiderleglich Gewisses und über allen Zweifel Erhabenes, mit der menschlichen Natur von Uranfang Verwachsenes oder ihr Angeborenes angesehen, daß die heiligen Schriftsteller nirgendwo auch nur einen Beweis dafür vorzubringen für nöthig halten; diese Wahrheit wird einfach vorausgesetzt und wie Ps. 14, 1 Thorheit genannt, wo man sie nicht anerkennen will, oder wie Jes. 40, 18 ff. auf das Widersinnige und Unmögliche des Aberglaubens an Götzen hingewiesen. Im neuen Testamente wird kein anderer Standpunkt eingenommen; nur daß der Apostel Paulus in den klassischen Stellen Röm. 1, 19 ff. und Apt. 17, 24—28 den Römern und Atheniensern, den Gebildetsten der damaligen Heidenwelt, an der Hand des sogenannten physikotheologischen Beweises zeigt, wie Gott selbst seit der Erschaffung der Welt seine ewige Macht und Gottheit geoffenbart habe; man darf nur seine Vernunft gebrauchen, so wird man erkennen, daß ein Gott ist und daß wir seines Geschlechtes sind.

Für gar viele aber haben die Zeugnisse der Bibel in unserer Zeit nur einen untergeordneten Werth; sie glauben denselben nur, wenn sie durch unumstößlich sichere Beweise der rein wissenschaftlichen Forschung unterstützt werden. Es ist etwas Erhebendes und für den von der Wahrheit und Zuverlässigkeit der Bibel um ihres Inhaltes willen im Allgemeinen Ueberzeugten Wohlthuendes, daß sich diese wissenschaft-

lichen Beweise gegenwärtig von Tag zu Tag vermehren, daß die göttliche Weisheit (Matth. 11, 19) gegen ihre Verächter je mehr und mehr gerechtfertigt wird. Wir leben in der Zeit des Aufblühens der ächten, gründlichen Wissenschaft. Das ist eine Thatsache. Sie gründet sich hauptsächlich auf die jedem Kundigen bekannte, wahrhaft großartige Bereicherung, welche die Wissenschaften der Geographie, der Ethnographie, der Linguistik, der Geschichtsforschung und der Naturkunde in den letzten Jahrzehnten erfahren haben.

Wir möchten in dem Nachstehenden anläßlich der Frage des Ursprunges und der ersten Entwickelung der Religion unter dem Menschengeschlechte wiederum auf einen Fall dieser Art aufmerksam machen und an der Hand der in allerneuester Zeit erst vollständig bekannt gewordenen indischen Vedas und insbesondere deren ältesten, dem Rigveda darauf hinweisen, daß die Religion unserer alt-arischen Vorfahren wenigstens, vor 3000—4000 Jahren, nachweislich nicht mit polytheistischen, sondern mit relativ reinen monotheistischen Vorstellungen begonnen hat. Wenn uns die Bibel Solches von den ältesten semitischen Repräsentanten der Menschheit berichtet, so wird uns dies bezüglich des japhetischen Menschenstammes für dessen hervorragendsten Zweig, die arische Völkerfamilie, aus deren ältesten schriftlichen Urkunden und mündlichen Traditionen mit aller wünschenswerthen Sicherheit bestätigt. Möglich, daß sich in späteren Zeiten für den dritten Menschenstamm, die Hamiten, auch noch ähnliche Beweise auffinden lassen.

Um die hohe Bedeutung, welche dem Rigveda in der Frage über den Ursprung und die älteste Entwickelung der Religion zukommt, würdigen zu können, wird es nöthig sein, über die Wohnsitze und die älteste Geschichte des Volkes, unter

welchem er entstanden ist, einige Bemerkungen vorauszuschicken. Es ist das Volk der Arier[1]), derjenige nach der Bibel von Japhet abstammende Völkerstamm, von welchem die vergleichende Sprachwissenschaft und theilweise auch die Geschichtsforschung den unumstößlichen Beweis geliefert haben, daß von ihm sowohl die Inder und Iranier, als die Griechen und Italiker, die Germanen und Kelten, die Slaven und Litauer, ihren Ursprung herzuleiten haben. Denn alle diese Völker haben in altersgrauer Zeit, wie sich an zahllosen gleichlautenden Wurzelwörtern zeigen läßt, ein und dieselbe Sprache gesprochen, eben die Sprache, in welcher der Rigveda abgefaßt ist und die wir Sanskrit[2]) nennen dürfen, sofern sich in dieser allerdings erst später ausgebildeten Kunstsprache jener uralte Volksdialekt am reinsten und vollkommensten erhalten hat. Wo dieser Völkerstamm ursprünglich gewohnt hat, läßt sich nicht mit Sicherheit angeben, doch dürfen die Ländergebiete am Oxus und Jaxartes dafür angenommen werden. Jedenfalls führte den einen Theil desselben bei zunehmender Vermehrung sein ungemessener Wandertrieb in die europäischen Länder, wenn nicht gar auch nach Amerika. Von den süd- und ostwärts Wandernden verbreitete sich die eine Hälfte über Iran hin, um als Meder und Perser später in der Weltgeschichte eine Rolle zu spielen, die andere zog über die westlichen Pässe des Hindukusch in die später Indien genannten reichen und

---

[1]) Sanskrit = ârja, altbaktr. = airja (im Zenda-vesta), altpers. = arija, keltisch = airem, erin (wovon = Iren, Irland) heißt = die treu ergebenen = die Leute des eigenen Stammes = die herrschenden Klassen, wie sich nach Herod. 7, 62 auch die Meder zu nennen pflegten.

[2]) Sanskrit, im Unterschied von Prâkrit, den späteren indischen Volksdialekten, heißt die künstlich geordnete, schmucke Rede der drei oberen Kasten und die gelehrte Schriftsprache, von der alterthümlichen Sprache des Rigveda jedoch verschieden.

glücklichen Ländergebiete des Indus und Ganges. Wir haben es hier nur mit den Letzteren zu thun und von ihnen zunächst zu bemerken, daß sie, die zahlreichen, dunkelfarbigen Ureinwohner theils unterjochend, theils vertreibend, von Viehzucht, Ackerbau und Jagd lebten und bald in Dörfern und Städten feste Wohnsitze gründend durch Gewerbfleiß, Schifffahrt, Handel, Kunst und Wissenschaft sich auszuzeichnen begannen. Als die Griechen mit ihnen in Berührung kamen, galten sie längst als eines der ersten Kulturvölker der Welt.

Was uns mehr als dieses interessirt, das sind die religiösen Anschauungen, welche die indischen Arier einst gehabt haben. Nicht wie sie sich im Laufe späterer Jahrhunderte im Brahmanismus und Buddhismus ausgebildet und in ersterem den krassesten Polytheismus hervorgebracht, sondern wie sie dieselben von ihren und unseren gemeinsamen Vorfahren ererbt und zuerst ins Pandschab mitgebracht haben. Dieselben sind uns glücklicher Weise erhalten in denjenigen bis vor etwa hundert Jahren bei uns unbekannten[1]), seither aber vollkommen zugänglich gewordenen Schriften, welche der Inder mit dem Collectivbegriff: Veda, d. i. das Wissen, das heilige Wissen, die heiligen Schriften bezeichnet. Diese Schriften sind auch keineswegs etwa in einer unzuverlässigen Gestalt auf uns gekommen, noch ist in ihrem Betreff die bei so vielen anderen Literaturerzeugnissen alter Zeiten nicht unbegründete Befürchtung zu hegen, daß sie viel jüngeren Datums wären, als gewöhnlich angenommen wird. In Tausenden, zum Theil gegen

[1]) Noch vor hundert Jahren meinte Herder, wir würden noch lange Zeit, wie auf die eigentliche Sanskritsprache, so auf den Veda zu warten haben; heute ist das Sanskrit, wie jede andere Sprache zu erlernen und sind die Vedas, wie andere Bücher, wenigstens in ihren Hauptbestandtheilen im Buchhandel zu haben.

tausend Jahren alten Handschriften, die über ganz Indien zerstreut sind, ist uns im Wesentlichen überall dieselbe Textgestalt aufbewahrt. Was die erste schriftliche Fixirung der vedischen Literatur betrifft, so ist bis jetzt allerdings noch kein Beweis gebracht worden, daß die Schreibkunst in Indien schon vor dem Auftreten des Buddhismus, d. i. etwa 500 v. Chr., bekannt und geübt gewesen wäre; so alte Schriftdenkmäler, wie wir sie in der Keil- und Hieroglyphenschrift besitzen, auch im Hebräischen, liegen vom Sanskrit keine vor. Die Vedas sind bis gegen den Anfang unserer christlichen Zeitrechnung nur mündlich überliefert worden. Diese mündliche Ueberlieferung aber war und ist bis auf den heutigen Tag bei dem Vedagelehrten eine so treue und zuverlässige, daß man dessen gewiß sein darf, heute wie vor 2000—3000 Jahren durch ganze Bücher hindurch immer dieselben Verse, Worte, Silben und Buchstaben vom Lehrer zum Schüler übergegangen zu finden[1]).

Allerdings stammen nun die einzelnen Bestandtheile der Vedas aus ziemlich verschiedener Zeit. Das Ganze derselben besteht aus vier Hauptabtheilungen: 1. das **Mantra** (= Spruch oder Lied) in vier Untertheilen: dem Rigveda (= das Wissen der Lieder), dem Sâmaveda (= das Wissen der Gesänge, das Gesangbuch der Priester), dem Jagurveda (= das Wissen der Gebete, drei Gebetbücher) und dem Atharvaveda oder Brahmaveda (= das Wissen der Zaubersprüche); 2. die **Brâhmana,** in Prosa verfaßte Erklärungen über die Bedeutung der Gebete und Opferhandlungen, in welchen Exegetisches, Dogmatisches, Mythologisches und Philosophisches in bunter Mischung durcheinandergehen; zu diesen gehören, als spätere

[1]) Die Beweise, welche Whitney, M. Müller, Weber, Haug u. A. dafür beigebracht haben, scheinen unanfechtbar zu sein; sie werden durch die übereinstimmenden Berichte der Missionäre in Indien bestätigt.

Zusätze, die Aranjakas, die Schriften für die Waldeinsiedler, die Waldbücher und die Upanishads, die ältesten Abhandlungen über indische Philosophie, die philosophischen Unterweisungen; 3. die **Sûtra** (= Regel, Leitfaden), auch **Vedânga** geheißen (= die Glieder des Veda), die überaus umfangreichen Vorschriften über das richtige Verstehen und Befolgen der Vedas, in welchen zwei Hauptbestandtheile zu unterscheiden sind: die grammatikalen Vorschriften über das Lesen und das Verständniß der heiligen Texte, unter welchen das Niruktu, eine Sammlung von seltenen oder dunkeln Wörtern des Veda sammt der Erklärung des Vedaforschers Jâska (um 500 v. Chr.) und die Pratiçâkhja, Abhandlungen über die eigenthümlichen lautlichen Veränderungen, die Aussprache, die Accentuation, die Versmaße u. A. in den einzelnen Sammlungen (Sanhita's) der Vedas, besonders hervorragen, von dem gelehrten Pânini (um 300 v. Chr.) in seiner berühmten Grammatik in ein Ganzes zusammengefaßt, und die Ritual-Vorschriften, die Kalpasûtra, auch vorzugsweise Sûtra geheißen, welche entweder Çrautasûtra, die Offenbarung (çruti) betreffende Vorschriften für die heiligen Handlungen, oder Smârtasûtra, durch die Tradition (smriti) bestimmte Vorschriften über die häusliche Frömmigkeit und das bürgerliche Leben sind, endlich 4. die **Pariçishta**, d. i. eine Menge Nachträge, aus deren Zahl besonders die Purâna's d. i. alte Erzählungen hervorzuheben sind, die aber frühestens etwa 800 n. Chr. beigefügt worden sind[1]).

Sehen wir bei der Feststellung ihrer Entstehungszeit von

---

[1]) Ueber die ganze vedische Literatur Aufschluß gebend sind die in Indien hoch angesehenen Commentare des Mâdhava und Sâjana, welche um 1400 n. Chr. von zwei gelehrten Brüdern im Dekkhan herausgegeben worden sind.

den zuletzt genannten und, wie bemerkt, höchstens 1000 Jahre alten Purâna's ab, so steht bezüglich der Sûtra, der dritten und jüngsten Stufe der vedischen Literatur fest, daß sie zwischen 600 und 200 v. Chr. entstanden ist. Denn sie geht, wie kein Zweifel sein kann, dem Aufblühen des Buddhismus vorauf; diese von der vedischen so wesentlich verschiedene Religionsform ist durch das unter dem berühmten König Asoka von Pataliputra[1]) im Jahre 245 oder 242 v. Chr. abgehaltene große buddhistische Concil in Indien eingeführt worden, und die darauf bezüglichen ältesten Felseninschriften sind nicht mehr im Sanskrit abgefaßt, sondern in einer Sprache, welche zu Sanskrit in demselben Verhältniß steht, wie Italienisch zu Lateinisch; die Zeit des Sanskrit war damals schon vorüber; Buddha selbst ist ums Jahr 477 v. Chr. gestorben.

Da die Sûtras nun mit ihren grammatikalischen und ritualen Vorschriften ein schon lange dauerndes Vorhandensein der Brâhmana voraussetzen, wie sie denn auch schon accentlos geschrieben sind, was bei jenen nicht der Fall ist, so müssen wir für die letzteren zweifelsohne ein beträchtlich höheres Alter annehmen; wir können nicht wohl irre gehen, wenn wir sie in die Zeit von 800—600 v. Chr. verlegen.

Den Brâhmanas aber gehen um einen mindestens ebenso langen Zeitraum die vier Bücher des Mantra oder die Sanhita's des Rig-, Sâma-, Jagur- und Atharva-Vedas voraus. Denn die in Prosa verfaßten Brâhmana-Schriften sind lediglich zum Zweck der Erklärung jener geschrieben, der Sinn der

---

[1]) Jener Asoka, 266 oder 263 bis 215 oder 212 v. Chr., war der Sohn des Bindusâra, 291—266 oder 263, des Sohnes des Kandragupta oder Sandrocottus, 315—291 v. Chr., der von Megasthenes, dem Gesandten des Seleucus Nikator, besucht wurde und der Gründer einer neuen Dynastie war, wie Arrian im Leben Alexanders M. berichtet.

als hochheilige Offenbarung betrachteten, damals schon als uralt geltenden und recht eigentlich die Grundlage aller indischen Religionsanschauungen bildenden Lieder war zu jener Zeit schon in sehr vielen Fällen streitig geworden, weil die Sprache inzwischen eine andere geworden war. Man ist also gezwungen, die Mantra-Periode auch wieder um ein Bedeutendes zurückzuversetzen. M. Müller[1]) hat dafür wiederum etwa 200 Jahre angenommen und die Mantra-Periode in die Zeit von 1000 bis 800 v. Chr. verlegt; andere Forscher, wie Whitney, Lassen, A. Weber, Haug, Benfey u. A. sind noch weiter gegangen und haben dafür sogar die Zeit von 1200 bis 2400 v. Chr. angesetzt, und wir werden diesen Letzteren wenigstens für einen Theil des Mantra Recht geben müssen.

Wenn sich nemlich auch die drei letzten Bücher desselben, der Sâma-, Jagur- und Atharva-Veda, als etwas jüngeren Ursprungs erweisen, weil hier schon eine ziemlich ausgebildete Art der Götterverehrung vorausgesetzt und besonders dem Atharva-Veda viel Fremdartiges, mit den übrigen Büchern nicht Harmonirendes beigemischt ist, so erweist sich doch der Rigveda als einer viel weiter zurückliegenden Zeit entstammend. Die Sammlung desselben, die Zusammenstellung seiner zehn Bücher und seiner 1017 oder 1028 zählenden Lieder mit je etwa zehn Versen mag erst ums Jahr 1000 v. Chr. stattgefunden haben; diese Lieder selbst stammen größtentheils aus noch viel früherer Zeit. Darüber kann kaum ein Zweifel aufkommen.

Auf ein hohes Alter derselben weist erstens das hin, daß sie schon in den Brahmanas als uralte heilige Offen-

---

[1]) Max Müller, Vorlesungen über den Ursprung und die Entwickelung der Religion. Straßb. bei Trübner 1880, S. 173 ff.

barung angesehen waren und dieses Ansehen auch in all' den schweren Stürmen, welche seither im Laufe von bald 3000 Jahren durch das Aufkommen des Buddhismus und das Eindringen des Mohammedanismus und neuestens des Christenthums[1]) hereingebrochen sind, unter der großen Masse des indischen Volkes bis auf den heutigen Tag nicht verloren haben. Für die ungeheuere Mehrzahl der orthodoxen Gläubigen bildet heute noch der Rigveda mit dem dazu gehörigen Gesangbuche des Sâmaveda, dem Gebetbuche des Jagurveda und dem Zauberbuche des Arthavaveda die höchste und einzige unfehlbare Autorität, wie die Bibel bei uns und der Koran bei den Mohammedanern.

Zweitens ist der eigentliche Veda in einer auf uralte Entstehungszeit hinweisenden hochpoetischen Form abgefaßt, welche heute noch, wie wir später sehen werden, unsere gerechte Bewunderung erregt, und in einer Sprache geschrieben, welche im Wortschatze, wie in allen grammatischen Beziehungen von dem Sanskrit der Brâhmana und Sûtra und der späteren Gesetzbücher, Epen und Dramen, wie wir sie z. B. in dem Gesetzbuch des Manu (vielleicht 700 v. Chr.) und in den großen indischen Epopöen des Mahabharata und Ramajana (vielleicht 1000 v. Chr.) vor uns haben, in viel höherem Grade abweicht, als die Sprache Homers von der Atthis. Ihre Sprache ist, wie Ad. Kägi[2]), die Studien aller Vedaforscher sorgfältig benützend und zusammenfassend, sagt, „ein außerordentlich alter-

[1]) Wir sehen hier von der Erscheinung des sogenannten Thomaschristenthums ab, weil dasselbe nur in einem kleinen Theile von Südindien Eingang zu finden vermocht hat und erst jetzt wieder durch die protestantische Mission Bedeutung gewinnen zu wollen scheint, in Tinnevelly und Travancore.

[2]) Ad. Kägi, der Rigveda, die älteste Literatur der Indier, Leipzig bei O. Schulze 1881, 2. Aufl. S. 33 f.

thümlicher Volksdialekt, in dem das wundersame Gebilde der Sprache noch in durchsichtiger Klarheit und gewaltiger Fülle ungetrübten Glanzes prangt. Ihre Gestalten, Perle um Perle, springen wie in heiterem Jugendspiel aus dem unerschöpflichen Quell hervor. Ueberall treten uns Originalität, üppige Fülle, treibendes Wachsthum, frisches Leben entgegen, das, noch nicht wie im späteren Sanskrit durch die regelnden Schablonen einer gelehrten Grammatik eingeengt, uns überall tiefe Blicke thun läßt in die Entwickelung der Geschichte der Sprache, in die Werkstätte jener enormen Geistesarbeit, durch welche die Sprachen unseres Stammes die ausgebildetsten aller Sprachen geworden sind. In gewissem Sinne ist übrigens dieser Volksdialekt doch auch ein Kunstdialekt: er ist eben — gerade wie die Sprache Homers, wenn auch diese in höherem Grade — eine volksthümliche, in Sängerinnungen ausgebildete Kunst — oder Sängersprache, und gerade die vielen conventionellen Wendungen darin beweisen deutlich, daß die Sangeskunst schon sehr lange im Volke lebte und gepflegt wurde[1]). Wie bei Homer finden sich hier öfter stehende Epitheta, formelhafte, an gewisse Versstellen gebundene Ausdrücke, Verzierungen wie sie dem Dichter bequem sind, ganze Redensarten und Verszeilen, die sich oft unverändert oder nur leicht variirt wiederholen. Assonanz, Homoioteleuta, Parechese, Anophora und andere rhetorische Figuren, besonders Wortspiele der verschiedensten Art finden manchfache

[1]) A. Kuhn (Zeitschr. f. vergleich. Sprachf. 13, 48 ff.) weist nach, daß die wesentlichsten Formen des poetischen Stils, welche der skandinav., angelsächs. und althochd. Poesie gemeinsam sind, auch den vedischen Hymnen eignen; Scherer (Anz. f. deutsche Altert. 4, 100), daß sich das sanskr. Brahman (lat. flamen) in dem altnord. bragr oder Bragi, dem Gott der Dichtkunst, dem Sohn Odins und Gemahl der Iduna, erkennen lasse, vielleicht auch in den Branchidæ, den Priestern und Orakelpflegern des Apollo zu Didyma.

Verwendung; der Refrain, in welchem ein Hauptgedanke immer wieder sich ausspricht, wird mit großer Freiheit behandelt. — Die syntaktischen Verhältnisse sind meist klar, auf dem Gebiete der Casus und Modi ist von der Fülle der Ursprache beträchtlich mehr erhalten, als im Sanskrit oder in den klassischen Sprachen. Doch ist die eigentliche Syntax, der ausgebildete Periodenbau, noch nicht sehr entwickelt. — Die metrischen Gesetze sind einfach; die Verse bestehen überall aus drei bis vier oder mehr Verszeilen; diese selbst zählen acht, elf oder zwölf, selten fünf, auch vier oder mehr als zwölf Silben, sind also meist Dimeter, Trimeter oder katalektische Trimeter; die Caesur findet sich nach der vierten oder fünften Silbe. Die ersten Silben der Verszeilen sind bezüglich der Quantität unbestimmte (ancipites), während die vier letzten meist streng gemessen sind, jambisch in den acht und zwölfsilbigen, trochäisch in den elfsilbigen Versen; nur einige wenige alte Hymnen mit achtsilbigen Verszeilen zeigen trochäischen Tonfall. In vielen Liedern gehören zwei bis drei Verse enger untereinander zusammen und bilden so eine Strophe; anderwärts läßt sich ein gewisser Kettenbau beobachten, indem je der Anfang eines Verses oder einer Strophe den Schlußgedanken des vorhergehenden wieder aufnimmt. Vereinzelt findet sich auch schon, zum Theil in sehr schönen Liedern, die lyrische Wechselrede, auch so, daß zugleich ein Fortschreiten der Handlung vorliegt und Geschehenes dargestellt wird, also balladenartige Volksdichtung."

Ein Hauptbeweis für das hohe Alter der Vedalieder ist drittens aus deren Inhalt zu entnehmen. Hier ist noch keine Rede von festbestimmten Opferhandlungen, von geregelten Priesterfunktionen und sonstigen späteren Sitten und Gebräuchen; diese Lieder sind lediglich einfache, ungekünstelte und tendenzlose Herzensergüsse hochbegeisterter Sänger, und zwar der ver-

schiedensten Dichter des ganzen Volkes, wie sie ihnen der Eindruck des Augenblicks eingegeben hatte. „Die meisten Hymnen", sagt A. Kägi (l. c. 35), „gehören in das Gebiet der religiösen Lyrik, nur einige wenige Nummern weltlicher Poesie sind uns, vorzugsweise im zehnten Buch, jener «Nachlese von Geistlichem und Weltlichem», aufbewahrt. Die große Mehrzahl der Lieder sind Anrufungen und Verherrlichungen der jeweilen angeredeten Gottheiten; ihr Grundton ist durchweg ein einfacher Erguß des Herzens, ein Gebet zu dem Ewigen, eine Einladung, die fromm geweihte Gabe günstig entgegenzunehmen. . . Da sie fast alle dasselbe Grundthema variieren, so leiden sie allerdings an einer gewissen Eintönigkeit und vielfachen Wiederholung; aber es weht in ihnen allen ein frischer Hauch urkräftiger naturwüchsiger Poesie. Wer immer sich die Mühe giebt, sich hineinzuversetzen in das religiöse und sittliche Denken und Handeln, das Dichten und Schaffen eines Volkes und Zeitalters, welches die erste Geistesentwickelung unseres eigenen Stammes uns am besten vor Augen stellt, der wird sich durch viele dieser Lieder, hier durch die kindliche Einfalt, dort durch die Frische oder Zartheit der Empfindung, anderwärts durch Kühnheit der Bilder, durch den Schwung der Phantasie manchfach angezogen fühlen."

Es mag zu weit gegangen sein, wenn man die Entstehungszeit dieser Lieder schon in die Zeit von 2000—3000 v. Chr. verlegt, die Zeit von 1200—2000 v. Chr. scheint durchaus nicht zu hoch gegriffen, und dem letzteren Datum noch der Vorzug gegeben werden zu müssen. Die Veda-Lieder und Gebete stammen aus der mosaischen, wenn nicht gar aus der Patriarchenzeit Israels. In jener Zeit hat der Semite Moses die Gesetzestafeln beschrieben und zu der hebräischen Literatur, auch mit religiösen Hymnen wie Exod. 15, den Grund gelegt.

Vielleicht schon viele Jahrhunderte früher finden wir bei dem hamitischen Volke der Aegypter ein ziemlich ausgebildetes Religions- und Volksleben in hieroglyphischen Schriftdenkmälern beschrieben. Unter den japhetisch-arischen Völkern reichen keine Literaturüberreste in ein so graues Alterthum zurück. „Sofern wir Arier sind in der Sprache", sagt deshalb M. Müller (Vorles. über d. Urspr. u. die Entw. d. Rel., S. 176) mit Recht, „das ist in unserem Gedankenleben, sofern ist der Rigveda unser eigenes ältestes Buch".

Sollte ein solches Werk nicht unser höchstes Interesse in Anspruch nehmen? Sollte es uns nicht, neben den alttestamentlichen Urkunden, die zuverlässigsten Aufschlüsse darüber geben, in welcher Gestalt wir uns die Religion der Menschheit in den allerältesten Zeiten, in den Zeiten der Gründung von Babylon und Ninive, der Erbauung der Pyramiden und der Einwanderung Abrahams im Lande Kanaan zu denken haben? Und wenn die dabei in Betracht kommende Hauptfrage, ob der Monotheismus oder der Polytheismus als der Ausgangspunkt jeder weiteren Entwickelung anzusehen sei, nach der ersteren Seite hin entschieden würde, hätten wir darin nicht eine geradezu unwiderlegliche Bestätigung für die biblische Auffassung der ursprünglichen oder ältesten Religionsverhältnisse des Menschengeschlechtes, für das darauf gegründete schöne Wort Milton's am Schlusse des verlorenen Paradieses.

„Die Vorsehung des Herrn als Führerin,
So zogen sie mit langsam zagem Schritt
Und Hand in Hand aus Eden ihres Wegs!"

Wir sind ja in der Lage, wie wir am Schlusse dieser Abhandlung kurz andeuten wollen, die Beweise für den monotheistischen Ausgangspunkt der religiösen Entwickelung des

Menschengeschlechtes, die wir dem Veda für die arische Völkerfamilie entnehmen, durch die Tradition und theilweise auch durch schriftliche Urkunden verschiedener anderer Völker bestätigen zu können.

Daß wir es aber bei dem Volke der arischen Inder, wenn auch nicht mit einem vollkommen reinen Monotheismus, wie in der mosaischen Religion, doch mit einem im Allgemeinen auf monotheistischer Grundlage ruhenden Denken und Leben zu thun haben, läßt sich aus dem Veda mit vollkommener Sicherheit nachweisen. Der bekannte De Brosses, ein Freund Voltaire's, durch dessen Werk: Du culte des dieux fétiches (1760), der Ausdruck: Fetischismus zuerst in der Religionswissenschaft aufgekommen ist, hat die Behauptung aufgestellt, daß „die Verehrung gewisser irdischer und materieller Gegenstände, bei den afrikanischen Negern fétiche genannt, die allgemeine Religionsform gewesen sei, welche in früheren Zeiten über die ganze Erde verbreitet war". Der Rationalist G. L. Bauer hat dieser Ansicht seiner Zeit auch unter den Theologen Eingang zu verschaffen gewußt und die Frage, ob der Polytheismus mit seinen verschiedenen Erscheinungsformen dem Monotheismus vorangegangen oder nachgefolgt sei, zu großer Freude aller negativ-kritischen Geister in dem ersteren Sinne beantwortet. Die Religionslehre, die uns der Rigveda seit seinem Bekanntwerden in den letzten Jahrzehnten, wenigstens für die arische Völkerfamilie und zwar für die Zeit von 1000—2000 oder gar 3000 v. Chr., darbietet, hat diese antibiblische Ansicht, trotz der Zuversicht, mit der sie einst auftrat und noch von Vielen[1]) verfochten

[1]) Z. B. von Renan in seinen neuen Betrachtungen über den allgemeinen Charakter der semitischen Völker, wo der Satz aufgestellt ist: „von der ganzen Menschheit ist nur die semitische Raçe mit dem Instinkt (!) des Monotheismus begabt gewesen".

wird, als eine durchaus falsche erwiesen. Die richtige Auffassung des Sachverhaltes ist vielmehr diejenige, welche schon Schelling in seiner Philosophie der Mythologie (II, 6 ff.), wiewohl noch ohne nähere Kenntniß der indischen Veden, aufgestellt hat, nemlich daß vor jeder Offenbarung, ja vor jedem eigentlichen Nachdenken über religiöse Dinge die ursprüngliche natürliche Religion des Menschen nur der Monotheismus gewesen sei. „Die reine Substanz des menschlichen Bewußtseins", sagt er daselbst, „ist das natürlich, d. h. von Natur, seinem ersten Herkommen nach, Gott setzende. . . . Ich bin dabei weit entfernt, die Menschheit von einem System oder auch nur von einem Begriff Gottes ausgehen zu lassen. Das menschliche Bewußtsein ist vielmehr ursprünglich mit Gott gleichsam verwachsen (Jac. 2, 19). Denn es ist selbst nur das Erzeugniß des in der Schöpfung ausgesprochenen Monotheismus, der verwirklichten Alleinheit. Das Bewußtsein hat den Gott an sich, nicht als Gegenstand vor sich. Schon durch seine erste Bewegung ist das Bewußtsein dem theogonischen Proceß unterworfen. Wir können also nicht fragen, wie es zu dem Gott komme; es hat keine Zeit, sich erst Vorstellungen oder Begriffe von Gott zu machen, und dann wieder ebensowenig Zeit, diese Begriffe in sich zu verdunkeln oder zu entstellen. Seine erste Bewegung ist nicht eine Bewegung, durch die es den Gott sucht, sondern eine Bewegung, durch die es sich von ihm entfernt. Es hat also den Gott a priori, d. h. vor aller wirklichen Bewegung oder wesentlich an sich." „Das Erste war also", wie J. G. Müller diese Ansicht des großen Philosophen näher erklärend ausführt (Herzog, theol. Realenc. XII, 37), „ein relativer Monotheismus, nach welchem Gott im Bewußtsein ein einziger war, aber blos deshalb, weil noch kein anderer dazugekommen war, nicht deswegen, weil es aus

innerer Nothwendigkeit den oder die anderen verschmäht hätte. Monotheismus und Polytheismus waren noch nicht auseinandergegangen, und bei der bewußtlosen Unbefangenheit des unschuldigen Zeitalters war man beider Elemente noch nicht als heterogener bewußt, das pantheistische Naturgefühl und das theistische Gottesgefühl waren noch friedlich bei einander. Erst mit dem erwachten polytheistischen Bewußtsein erwachte auch das absolut monotheistische. Das war in der Geistesentwickelung ein Fortschritt von Seiten des Monotheismus, von Seiten des Polytheismus ein Abfall. Somit gehen aus dem relativen Urbewußtsein, das noch ein einheitliches war, und daher als relativer Monotheismus bezeichnet werden kann, sowohl Polytheismus als absoluter Monotheismus hervor. Der letztere (wie er durch Moses begründet wurde) konnte erst beim Entstehen des Polytheismus zum Bewußtsein seines Wesens gelangen".

Diese Sätze werden durch die Vedas Wort für Wort bestätigt. Die schönen Hymnen, welche im Rigveda als die allerältesten und wahrscheinlich schon vor der Einwanderung nach Indien verfaßten vorliegen, gleichviel ob sie an diesen oder jenen Gottheitsnamen gerichtet sind, können nur im monotheistischen, oder wie M. Müller für diese Art von relativem Monotheismus vorschlägt, im henotheistischen oder katheno-theistischen Sinn verstanden werden. Man vergleiche z. B. nachfolgenden Lobgesang auf Indra (Rigv. 8, 16):

Preist den preisenswerthen Indra
Der die Welt beherrscht, mit Liedern
Ihn den reichsten Mann, den Sieger.

Ihn verehret, was da lebet
Ihn mit Thaten, ihn mit Werken:
Indra ists, der Freiheit schaffet.

Alle Menschen, alle Völker
Preisen Indra mit Gesängen,
Ihn mit Liedern, ihn mit Weisen.

Der zu bestem Gute leitet,
Glanz und Glück verschafft in Schlachten
Und im Kampf besiegt die Feinde.

Er als Fährmann fahr uns über,
Hochgelobt, zum Glück auf Schiffen,
Indra über alle Feinde!

Hilf, o Indra, uns durch Labung
Schaff uns Bahn durch deine Güte
Und geleite uns zum Wohlsein!

Am meisten tragen diesen Charakter die Lieder an die Âditja (die Ewigen, Unendlichen; Aditi im Sing. = Unendlichkeit, Unvergänglichkeit) und an Varuna (= Uranos) den Hauptrepräsentanten derselben[1]).

Wir lesen davon z. B. Rigv. 2, 27, vgl. 7, 66. 6, 67. 8, 47 al.

Die Götter, licht und klar, wie eine Quelle,
Erhaben über Makel, Trug und Schaden.
Sie reichen in die Weiten, in die Tiefen
Es trügt sie Keiner, wie er sich bemühe,
Gerad und krumm durchschauen sie vieläugig
Für sie ist Alles, auch das Fernste nahe.

Was geht und steht, erhalten die Âditja,
Sie sind des Weltalls himmlische Beschirmer.
Sie wahren, weithin blickend, ihre Gottheit:
Gerecht bestrafen sie jedweden Frevel.

---

[1]) Die Âditja sind ihrer sieben: Ança (= Antheil), Daksha (= Kraft), Bhaga (= Austheiler, Schutzherr, iran. und slav. überhaupt = Gott, czech. = Buoh) Arjaman (= der Busenfreund; gilt erst bei den Persern als der böse Geist), Mitra (= der Gütige) und Varuna; der Name des siebenten ist nicht zu finden, vielleicht der Sonnengott = Sûrja, der Leuchtende, der auch Pûshan, der Ernährer, Vishnu, der Wirker und Savitar, der Belebende heißt. Die zwei oder drei letzteren werden häufig in Liedern zusammen genannt oder wie eine Einheit angeredet.

Die Rechte und die Linke, vorn und hinten
Ist an euch nicht zu scheiden, ihr Âditja.
Nicht Schlummer, noch Ermüdung trübt die Blicke
Weit folget euer Walten dem Gerechten.

Aus weitem Land entsendet ihr, o Güt'ge,
Und von des Himmels Höhen in die Fluren
Und Häuser eure Späher ohn' Ermatten,
Um jeden Uebertreter zu bewachen.

Es folgen alle eure Rachegeister
Des Frevlers Spuren unbeirrt, ihr Starken,
Für Niemand merkbar nach Gestalt und Zeichen
Und nichts ist so geheim, das euch entginge.

An sie wendet man sich deshalb mit der Bitte (Rigv. 2, 28 f.):

Um euern Beistand bitt' ich, ihr Âditja,
In Stunden der Gefahr um eure Tröstung.
An eurer Hand, Varuna-Mitra, will ich
Die Noth umgehen wie den Rand des Abgrunds.

Es wandelt eben sich auf eurem Pfade,
Nicht über Dornen führt er, stracks zum Ziele.
So leitet uns darauf mit eurem Segen,
Errichtet über uns ein dauernd Schirmdach.

An wasserreichen Triften wohnt im Frieden
Der Reine, frisch an Kraft und reich an Söhnen,
Nicht nah, noch fern kann den die Waffe treffen,
Der in der Obhut der Âditja stehet.

Vergebet Aditi, Varuna, Mitra,
So wir uns irgend wider euch versündigt.
Laßt mich zum Frieden und zum Lichte eingehn
An eurer Hand, in Einfalt oder Klugheit.

Insbesondere wird Varuna[1]) als der allmächtige und allweise Schöpfer und Erhalter der Welt, als ihr allwissender,

[1]) Varuna, von var = bedecken, umhüllen, bedeutet wie das griechische Uranos = der Umhüller, der Umfasser des Alls.

gerechter und doch erbarmungsvoller Regent gepriesen; z. B. Rigv. 4, 42:

Von tiefer Weisheit zeugen seine Werke,
Daß er den weiten Welten Stützen machte,
Das hoch erhabne Firmament bewegte,
Für immer Sterne, hin die Welt gebreitet.

Die Lüfte hat mit Wolken er durchwoben
In's Roß den Muth gelegt, die Milch in Kühe,
Verstand in's Herz, in Wasserfluthen Feuer (den Blitz),
Die Sonn' am Himmel, auf den Fels den Soma[1]).

Der Sonne machte Varuna die Pfaden,
Die fluthenden Gewässer strömen vorwärts,
Den Tagen schuf er ihre weiten Bahnen
Und lenkt sie, wie ein Renner seine Stuten.

Varuna's Allwissenheit wird beschrieben im Atharvaveda (4,16):

Als Wächter überschaut das All
Der Weltenherr, als wär' er nah;
Was man verstohlen meint zu thun
Das Alles ist den Göttern kund.

Wer immer geht und steht, wer heimlich schleichet,
Wer ein Versteck sich sucht und wer davon eilt;
Was zwei zusammensitzend sich berathen,
Das weiß auch König Varuna als Dritter.

Und diese Erd' ist Varuna's, des Königs,
Und jenes weiten Himmels fernstes Ende;
Und beide Meere sind Varuna's Landen,
Und auch in diesem Wassertropfen ruht er.

Und schlich ich weiter, als die Himmel reichen,
Nicht käm' ich los von Varuna, dem König;
Vom Himmel eilen herwärts seine Späher[2]),
Sie überschaun die Welt mit tausend Augen.

---

[1]) Soma eine Sarcostemmen-Art, aus welcher ein berauschender Trank bereitet wurde, den man auch den Göttern libirte; als Göttertrank wurde dieser Saft später selbst als Gott: Soma angesehen.

[2]) Diese Späher sind die halbgottartigen Angiras, die griechischen Angeloi, die Vermittler zwischen Göttern und Menschen.

Was zwischen Erd' und Himmel liegt, was jenseits
Das alles mustert Varuna, der König.
Gezählt hat er der Menschenaugen Zwinken,
Er hält das All, wie Spieler ihre Würfel.

An Varuna, der als gerecht und heilig jede Uebertretung zürnend straft, wendet man sich insbesondere auch, um Vergebung der Sünden zu erlangen, z. B. Rigv. 1, 24:

Der du das kannst, lebend'ger, weiser König,
Lös ab von uns die Sünden, die wir thaten.
Nimm weg von uns auch die vollbrachte That
Lös ab von uns wie einen Strick die Sünde.

Rigv. 10, 37. 164. 5, 85:

Wenn wir an euch, o Götter, sei es mit der Zunge,
Sei es durch Unbesonnenheit gefehlt,
Wenn wir durch Wunsch, durch Abweisung, durch Tadel,
Im Wachen oder Schlafen uns verfehlt;

Wenn wir den nah befreundeten und lieben
Genossen oder Bruder oder Nachbarn,
Wenn wir den Landsmann oder Fremden jemals,
O Varuna, verletzten, so vergieb das!

Vergieb, was unsre Väter einst gefrevelt,
Vergieb, was wir mit eigner Hand versehen;
Nimm meine eignen Missethaten von mir
Und laß mich nicht, o Herr, für fremde büßen.

Wenn wir wie Schelme bei dem Spiel betrogen,
Wenn wissentlich wir fehlten oder anders,
So straf, o Rächer, nicht nach unsrer Sünde
Sei du des Sängers Schirm nach deiner Weisheit!

Rigv. 7, 86:

Ich will Dir folgen, Dir, dem strengen Gotte
Als Knecht dem guten Herren treu und redlich;
Dem Eifrigen erleuchtet Gott die Einfalt,
Dem Klugen hilft des Weisen Rath zum Glücke.

Wenn in diesen Hymnen, die wir noch vermehren könnten, auch verschiedene Götternamen angerufen werden, so sieht man

doch, es geschieht durchaus in monotheistischem Sinne. Sehr möglich, ja höchst wahrscheinlich, daß dieser Eine Gott der in einigen sehr alten Liedern genannte, in späteren aber hinter anderen Namen zurücktretende Dyaus oder Dyaus-pitâ (griech. = Zeus, lat. Ju-piter, in der Edda = Tŷr, altd. = Zio), der Himmelvater oder Allvater ist. Mit Dyaus wird wohl später der Himmel bezeichnet; die Ableitung des Wortes (von dju, dio = leuchten, daher: deva, Theos, Deus) bezeichnet ihn jedoch als „den Leuchtenden" oder als denjenigen, welcher den Menschen nach dem Verluste ihrer Paradiesesherrlichkeit als ihre „Leuchte", die Vorsehung als ihre „Führerin" mitgegeben oder geblieben war. Dyaus wird Rigv. 4, 1 = pitâ ganitâ = pater genitor genannt; von ihm heißt es Rigv. 1, 191: Dyaus ist euer Vater und Prithivî (= die Erde) eure Mutter; wir lesen Rigv. 6, 51: „Dyaus, Vater, Prithivî, gütige Mutter, Agni (= Feuer) Bruder, ihr Vasus (= strahlende), erbarmet euch unser".

Die ursprüngliche und gleichsam naturwüchsige Vorstellung von dem Einen, allwaltenden Himmelsgott zertheilte sich in späteren Zeiten nach den verschiedenen Wirkungen, die von seiner Allmacht wahrzunehmen waren, in verschiedene einzelne Göttergestalten. Gemäß der Eintheilung des Weltalls in die drei Reiche der Erde, des Luftraums und des lichten Himmels verehrte man den Allmächtigen 1. als Agni (von aǵ, sich bewegen, lat. agilis, ignis, slav. ognu, lit. ugnis = der Bewegliche), den Gott des Lichtes und Feuers, den siegreichen Bekämpfer der Finsterniß und ihrer unheimlichen Geister und mit Beziehung auf die Brandopfer als den ersten Priester oder Versühner der Menschen[1]); 2. im Reich der Lüfte als

[1]) Diese Seite der Einen Gottheit sehen wir hauptsächlich in der iranischen oder persischen Licht- und Feuer-Religion hervorgekehrt.

Indra[1]), der Wolken-, Gewitter-, Blitz- und Regen-Gott, Jupiter pluvius (von ind-u = Regentropfen), als Donnerer zugleich der streitbare Held und starke Bezwinger aller Feinde; neben ihm erscheinen die Gottheiten der Ribhu (die Genien der Jahreszeiten), des Vâta (der Wind), des Rudra (der verheerende Sturm), der Marut[2]) (die Götter des Gewitters) und des Parganja (der Regengott, goth. = Fairguni, nord. = Fiórgyn, lit. = Perkuna, czech. = Perun); weil die Fruchtbarkeit Indiens hauptsächlich von dem rechtzeitigen Eintritt des Regens abhängt, so galt Indra bald als Schöpfer und Erhalter der Welt und wie als Segenspender für die Frommen, so als Bestrafer der Gottlosen; 3. im Reiche des lichten Himmels zunächst Surja (der Strahlende — Helios, die Sonne; auch Pushan, der Ernährer, Vishnu, der Wirker oder Savitar, der Beleber genannt) mit den Açvin, den Göttern des anbrechenden Morgens (den Rosselenkern, den arischen Dioskuren) und Ushas, der Aufleuchtenden, der Göttin der Morgenröthe (= Eos, Aurora); sodann über diesen und überhaupt über allen Gottheiten stehend die oben genannten Âditjà und deren Oberster: Varuna, ursprünglich die Personifikation des allumfassenden Himmels, dann in einer Reihe der schönsten Lieder und vielfach ganz in der Sprache der Bibel geschildert als „der allweise Schöpfer, Erhalter und Regent der Welten, der allwissende Beschützer des Guten und Rächer des Bösen, heilig und gerecht, doch voll Erbarmen[3])".

---

[1]) Regen und Gewitter sind für Indien mehr als für andere Länder von der größten Wichtigkeit, daher ist Indra der gefeiertste Gott. Doch gilt dasselbe auch von unserem altgermanischen Donnergott: Donar oder Thor.

[2]) Mit Marut ist vielleicht Mars verwandt.

[3]) Kägi, der Rigveda, S. 86.

Wenn sich auf diese Weise jedoch die Eine Gottheit im Bewußtsein des gewöhnlichen Volkes auf Grund der einfachen Jedermann vor Augen stehenden Naturerscheinungen in eine Vielheit oder eigentlich in eine Dreiheit (Agni, Indra und Varuna) spaltete, so sehen wir bei den tiefer Denkenden[1]) schon in der Vedenzeit, allerdings erst in einer späteren, eine Reaction dagegen in dem ursprünglich monotheistischen Sinne auftreten. Zur Brâhmana-Literatur gehören auch die später verfaßten, bei den Indern jedoch nicht mehr als geoffenbart oder heilig geltenden Upanishaden, d. h. Unterweisungen oder philosophische Erörterungen. In diesen, wie auch in den von philosophischen Fragen handelnden Sûtras, wird klar und deutlich die Nichtigkeit aller volksthümlichen Devas und die Nutzlosigkeit ihrer Verehrung behauptet. Nun hat freilich diese Reaction oder diese Reformation des Vedaglaubens bei den Brahmanen nicht zu einem solchen Monotheismus geführt, wie wir ihn in der mosaischen Religion vor uns haben; er hat vielmehr durch den bekannten Sâkja-Muni, den Weisen (= buddha), etwa 500 v. Chr., zur Entstehung des consequent pantheistischen Religionssystems des Buddhismus den Anstoß gegeben; sie zeigt aber doch mit aller Sicherheit, daß der Vedaglaube seinem Ursprunge nach keineswegs ein polytheistischer war. „Unsere arischen Ahnen", sagt M. Müller[2]), „nahmen in ihrem Suchen nach dem Unsichtbaren, dem Unendlichen, dem Göttlichen ihren Ausgang nicht, wie man früher meinte, vom Fetischdienst. Fetischdienst oder Etwas, was man vielleicht so nennen kann, erscheint in Indien später, gerade da, wo wir ihn erwarten. In den ältesten Urkunden der

[1]) Im Sanskrit heißt der Mensch = mânusha = der Denkende, von man = denken.

[2]) M. Müller, Vorl. über den Urspr. u. d. Entw. d. Rel. S. 424.

indischen Religion ist keine Spur davon, ja wir können sagen, es ist kein Platz für ihn, so wenig als Platz ist für Lias vor oder in dem Granit."

Zu diesem sozusagen directen Beweise für den monotheistischen Charakter der Vedareligion haben wir nun noch einige, nicht minder wichtige Nebenbeweise beizubringen.

Die Welt gilt als eine Schöpfung Gottes. Der Mensch fühlt sich vor dem heiligen Gott sündig, schuldbewußt und erlösungsbedürftig. In den Veden ist der Glaube an eine persönliche Unsterblichkeit gelehrt. Ihre Ethik steht auf keiner niederen Stufe.

Gott gilt als überweltlich, die Welt und Alles in derselben als sein Geschöpf und seiner Hände Werk. Varuna hat alle Dinge in's Dasein gerufen, den Himmel nicht nur mit Sonne, Mond und Sternen, sondern auch die Erde mit allem, was auf ihr ist, Pflanze, Thier und Mensch, Rigv. 4, 42. 7, 86. 88. 8, 41. 10, 75. 124 al. Rigv. 10, 82:

Der unser Vater ist, Erzeuger, Schöpfer,
Der alle Orte kennt und alle Wesen;
Zu ihm, der einzig Namen gab den Göttern,
Gehn hin die andern Wesen, ihn zu fragen.

Wir finden in jener Urzeit allerdings noch keine eigentliche Schöpfungstheorie, kein kosmogonisches System. Das sogenannte „Schöpfungslied" jedoch (Rigv. 10, 129) mit seiner Schilderung der Weltentstehung aus des Geistes Wirken erinnert lebhaft an die biblische Schöpfungsgeschichte mit ihrem Thohuvabohu und dem Schweben des Geistes Gottes über den Wassern.

Da gab es weder Sein, noch gab es Nichtsein,
Nicht war der Dunstkreis und der Himmel drüber.
Bewegt sich was? und wo? in wessen Obhut?
Gab es das Wasser und den tiefen Abgrund?

Nicht Tod und nicht Unsterblichkeit war damals,
Der Tag war nicht geschieden von den Nächten.
Nur Eines athmet ohne fremden Anhauch
Von selbst, nichts Andres gab es über diesem.

Das Dunkel war in Dunkelheit versunken
Am Anfang, alles wogte durcheinander.
Es ruhte auf dem leeren Raum die Oede,
Doch Eines kam zum Leben kraft der Wärme.

Da regte sich in ihm zum ersten Male
Der Trieb, es war des Geistes erster Same.
Das Band des Seins entdeckten in dem Nichtsein
Die Weisen[1]) einsichtsvoll im Herzen strebend.

Und quer hindurch ward ihre Schnur gezogen:
Was war wohl unten? oder was war oben?
Stammväter waren hier, dort waren Mächte,
Die Heimath unten hier, nach dort das Streben.

Wer weiß es recht, wer kann es uns verkünden,
Woher entstand, woher sie kam, die Schöpfung,
Und ob die Götter nach ihr erst geworden?
Wer weiß es doch, von wannen sie gekommen?

Von wannen diese Schöpfung ist gekommen,
Ob sie geschaffen oder unerschaffen,
Das weiß nur der, deß Auge sie bewachet
Vom höchsten Himmel — oder weiß er's auch nicht?

Es gehört dazu, was wir Rigv. 10, 121 von der Urſubſtanz leſen, die bald, wie bei Heraklit, als das Feuer (Agni), bald, wie bei Thales, als das Waſſer (Indra), bald, wie bei Anaxagoras, als der Nûs, der Urkeim — Hiranjagarbha, der Geiſt (Varuna) aufgefaßt wird.

Weit über diesen Himmel, diese Erde,
Hinaus auch über die lebend'gen Götter,
Welch' ersten Keim empfingen dort die Wasser,
In dem die Götter allesammt erschienen?

[1]) Die „Weisen", die „Stammväter" sind die später personificirten und als einzelne Götter verehrten Naturmächte.

In dem die Götter alle sich vereinten,
Den ersten Keim empfingen dort die Wasser?
Im Schooß des Ungebornen lag das Eine,
Und alle Wesen waren dort geborgen?

Zuerst in's Dasein trat der goldne Glanzkeim,
Geboren als des Weltalls einz'ger Meister.
Er stellt die Erde fest und jenen Himmel
Sagt, welchem Gotte bringen wir das Opfer?

Der Leben giebt und Kraft giebt, dessen Weisung
Sich alle Wesen, auch die Götter fügen,
Des Schattenbild Unsterblichkeit und Tod sind:
Sagt, welchem Gotte bringen wir das Opfer?

Er, der durch Macht allein zum König wurde
Von Allem, was sich regt, was athmet, schlummert;
Der aller Menschen Herr und des Gethieres —
Sagt, welchem Gotte bringen wir das Opfer?

Er, dessen Macht die schneebedeckten Berge,
Das Meer mitsammt dem fernen Strom verkünden,
Des Arme sind die Himmelsregionen —
Sagt, welchem Gotte bringen wir das Opfer?

Er, der den Himmel stark, die Erde fest schuf,
Das Lichtmeer stützte und den Dom des Himmels,
Er, der der Lüfte dunkeln Raum durchmessen —
Sagt, welchem Gotte bringen wir das Opfer?

Zu dem empor, durch seinen Schutz gefestigt,
Die beiden Heere schaun, im Herzen schauernd,
Er, über dem die Morgensonn' emporflammt —
Sagt, welchem Gotte bringen wir das Opfer?

Ein nicht minder wichtiges Zeugniß für den monotheistischen Charakter der altarischen Religion haben wir ferner in dem in den Vedahymnen äußerst lebendig hervortretenden Bewußtsein wie von der Heiligkeit Gottes, so von der Sündhaftigkeit des Menschen. „Man muß erkennen", sagt der berühmte Vedaforscher R. Roth[1]), „daß in keiner Natur-

[1]) R. Roth, Zur Lit. der Geschichte des Veda. Stuttg 1846, 3 Abh.

religion mit einziger Ausnahme der iranischen, die ja nur ein anderer Zweig desselben Stammes ist, die Natur und die Schuld der Sünde sicherer bestimmt und schwerer gewogen wurden. Eine Religion, welche ihre oberste Gottheit in die tiefsten Geheimnisse des menschlichen Herzens blicken läßt (vermöge ihrer scharf betonten Allwissenheit) — wie könnte ihr die Erkenntniß von Natur und Schuld der Sünde entgehen? Sünde ist eine Folge von menschlicher Schwäche sowohl als menschlicher Bosheit, aber als Sünde ist sie im einen Fall nicht weniger strafbar als im anderen; und Vergebung wird von Varuna auch für Sünden erfleht, die man in Unkenntniß begangen hat. Und mehr als einmal finden wir in diesen alten Gebeten reuevolle Sündenbekenntnisse, verbunden mit Bitten um Verzeihung, ausgedrückt in der Sprache einfachen Glaubens. Die Schuld der Sünde wird als eine lastende Fessel gefühlt und Freiheit aus ihrer Knechtschaft erfleht; hier wie anderswo vermag menschliche Macht nichts auszurichten ohne göttliche Hilfe; denn für sich allein ist der Mensch nicht einmal im Stande, seine Augen zu öffnen oder zu schließen."

Die Gottheit gilt als „erhaben über Makel, Trug und Schaden (Rigv. 2, 27)", als sündenrein, heilig und gerecht; ihre Gerechtigkeit, die Pfade des Rechten und der Ordnung, im Sanskrit Rita[1]) genannt, sind so unabänderlich feststehend, daß aus dieser Rita später eine besondere Gottheit, die der

[1]) Rita, von ri = gehen, wandeln, einen bestimmten Weg einhalten, bezeichnet zuerst den Gang, die bestimmte Ordnung der Gestirne (daher ritu = Jahreszeit), dann aber auch die ewig geltende Ordnung, das Recht im Menschenleben. Zu vergleichen ist das lat. rite, ritus, reor, ratio, und was Cicero de sen. 21 sagt: Credo deos immortales sparsisse animos in corpora humana, ut essent qui terras tuerentur, quique coelestium ordinem contemplantes imitarentur eum vitae ordine et constantia.

Weltordnung und Gerechtigkeit werden konnte. Der Mensch dagegen wird überall als sündenbefleckt und niemals schuldlos bezeichnet. Die Ausdrücke: Sündigen nach Menschenweise (Rigv. 7, 57. 10, 15.), im Unverstand, in schwacher Einsicht, nach Menschenart (4, 54.), sei's mit der Zunge, sei's durch Unbesonnenheit (10, 37.), durch Wunsch, durch Abweisung, durch Tadel, im Wachen oder Schlafen (10, 164.) sind so stark und oft wiederkehrend, die Vorstellung, daß jeder Sterbliche den Zorn Gottes mit Gebet und Opfer zu versöhnen habe (7, 84. 1, 24) und daß die Gottheit um der Sünden der Menschen willen Ungemach, Krankheit und Tod schicke, zieht sich der Ark durch diese alten Hymnen, und nicht selten in Ton und Geist an Psalmen, wie 51. 79. 19. 31. 71. 103, erinnernd, daß wir bei den Vedas geradezu von einem Bewußtsein der Erbsünde im biblischen Sinn des Wortes reden dürfen. „Es ist", sagt R. Roth, „nirgends klar und deutlich als Lehre dieser Religion ausgesprochen, daß der Sünde Sold der Tod ist in dem Sinne, daß die Menschen nur in Folge ihrer Schuld sterben und ohne diese ewig leben würden; aber der Gedanke wird oft sehr nahe gestreift und jedenfalls ist Unsterblichkeit das freie Geschenk göttlicher Gnade an die Menschen." Den Sänger Vasishtha erfüllt es (Rigv. 5, 85) mit aufrichtigem Kummer, daß er täglich, gegen Willen und ohne Wissen Gott beleidigt und dessen Gebot in Unverstand verletzt. Voll Wehmuth gedenkt er, da die Hand Gottes schwer auf ihm liegt, der Zeit, wo er als nächster Freund vertraulich mit dem Herrn verkehrte[1]) und zu seiner hohen Burg den Zutritt hatte, dem Haus mit tausend Thoren. Ge-

[1]) Rigv. 7, 88 heißt es: Doch was ist nun aus unsrem Bund geworden
Die wir vordem so harmlos froh verkehrten.
Wir werden erinnert an Ps. 89, 50. 77, 6—10.

ängstigt forscht er nach der schweren Sünde, um derentwillen der gerechte König ihn, seinen beständigen, lieben Genossen, jetzt heimsucht. Entsündigt möchte er gerne voll Ehrfurcht sich dem Gnädigen nahen dürfen, und er sucht sich bei den Weisen Rath am Tage und zur Nachtzeit[1]). Doch hört er auch von Anderen nur, was er im eigenen Innern selber schon empfunden: daß Varuna dem sein Erbarmen nicht versagt, der dringend ihn in banger Noth angerufen hat.

Ein besonders kräftiges Zeugniß dafür ist der nachfolgende Hymnus an Varuna (Rigv. 2, 28):

Dies All gehört dem weisen Fürst, Âditja,
Mög' mächtig alle Wesen er beherrschen!
Für ihn, für Varuna, such ich ein Loblied,
Für ihn, den reichen Gott, dem gern man opfert.

Laß uns, die dein gedenkend stets dich preisen,
In deinem Dienst, o Varuna, beglückt sein,
Uns, die beim Nah'n der reichen Morgenröthen,
Wir, Allerfreu'r, von Tag zu Tag dich grüßen!

Laß, Herr, uns stets in deinem Schutze weilen,
Du reich an Helden, weit und breit gebietend —
Und all ihr unbesiegten Heldensöhne
Der Âditi, nehmt hin uns als Genossen!

Die Flüsse schuf der Ordner, der Âditja,
Sie alle folgen Varuna's Gesetzen,
Nie sind sie müd, nie rasten sie im Laufe,
Rasch fliegen sie, wie Vögel, durch die Lande.

Wie einen Strick heb' weg von uns die Sünde,
Dann woll'n wir fördern deiner Satzung Urquell;
Nicht reiß' der Faden, wenn mein Lied ich webe,
Nicht vor der Zeit zerfall' die Form des Werkes.

Stoß weg von mir, o Varuna, den Schrecken,
Sei gnädig mir, o König, Hort des Rechtes

[1]) Vergl. Ps. 22, 3. 88, 2 und anderw.

Nimm weg die Sünde, wie den Strick vom Kalbe,
Kein Augenblick ist mein, wenn du mich lässest.

Nicht gegen uns, o Varuna, die Waffen,
Die Frevler nur auf dein Geheiß verwunden!
Send' uns nicht dorthin, wo das Licht entschwunden,
Zerstör der Feinde Schaar und laß' uns leben!

Wir haben vormals, wollen jetzt und immer
Dein Lob, o starkgeborner Gott, verkünden,
Denn nur auf dir, fest wie der Fels gegründet,
Ruht, Unbesiegter, aller Dinge Satzung.

Nimm weg von mir die selbstgethanen Sünden,
Nicht büß' ich, Fürst, was Andere verschuldet!
Noch mancher Morgen hat sich nicht geröthet,
Gönn' uns auch dann, o Varuna, zu leben!

Sei's ein Genosse, König, sei's ein Freund auch,
Der mir, dem Bangen, Furcht im Schlafe einjagt,
Sei's Dieb, sei's Wolf, der uns zu schäd'gen nahet,
Du, Varuna, beschütze uns vor Allem!

Was der Fromme sich in diesem Gebete erfleht, bezieht sich allerdings, wie in den meisten Veda-Hymnen, auf irdische Güter und Segnungen. In den alttestamentlichen Bitten und Gebeten, wie sie in den Psalmen vorliegen, ist bekanntlich ganz dieselbe Gedankenrichtung vorherrschend. Von Varuna pflegte man sich jedoch mit der Erlösung von der Sünde Schuld und Macht auch die Errettung von des Todes Gewalt und die Gewährung eines neuen, seligen Daseins nach dem Tode zu erflehen. Dies geschieht besonders in dem zehnten Buche des Rigveda, in welchem die Grundvoraussetzung jeder wahren Religion, der Glaube an eine persönliche Unsterblichkeit, an ein Fortleben der mit ihrem Leibe in neuer, verklärter Gestalt wiedervereinigten Seele nach dem Tode so klar als möglich gelehrt wird.

Wir haben dort unter Anderem (10, 18) ein höchst interessantes Todtenlied, aus welchem wir uns, mit verschie-

denen anderen Stellen zusammengehalten, ein vollkommen klares Bild davon machen können, wie es z. B. bei der Bestattung[1]) eines arischen Kriegers oder Fürsten gehalten worden ist. Die Leiche ist in die Nähe des Grabes gebracht; neben ihr sitzt die trauernde Wittwe, im Kreise umher sind die Verwandten und Freunde des Todten versammelt. Zuerst beschwört der Liturg den Tod, sich zu entfernen und fordert die Anwesenden zur Andacht auf.

Entfern' dich, Tod, und ziehe deine Straße
Für dich, geschieden von dem Weg der Götter.
Du siehst und höreſt, was ich zu dir rede:
Verletz' uns nicht die Kinder, nicht die Männer.

Ihr, die ihr kamt, des Todes Tritt verwischend
Und fernerhin des Lebens Kraft genießend,
Zunehmend an Besitz und Kindersegen,
Ihr Frommen, euer Sinn sei rein und lauter!

Er legt zwischen die Anwesenden und den Todten, um die Scheidung der Reiche des Lebens und des Todes zu versinnbildlichen, einen Stein und wünscht, daß Allen, die zugegen sind, noch ein langes Leben bestimmt sein möge:

Ich setz' die Scheidewand für die, so leben,
Daß Niemand mehr zu jenem Ziele laufe.
Sie sollen hundert lange Herbste leben,
Den Tod durch diesen Felsen von sich halten!

Nun treten Frauen mit Salben herbei:

Die Weiber hier, Nichtwittwen, froh des Gatten,
Sie treten ein und bringen fette Salbe,
Und ohne Thräne, blühend, schön geschmücket,
Beschreiten sie zuerst des Todten Stätte[2]).

---

[1]) Rigv. 10, 16 f. wird die Verbrennung, 10, 18 die Bestattung der Leiche vorausgesetzt; mehrfach sind auch Bäume als Särge erwähnt (Atharvav. 18, 2 f.), was an unser allemannisches „Todtenbaum" erinnert.

[2]) Diese Stelle heißt im Sanskrit-Text: â rohantu jónim agre (= zuerst); aus ágre machte man später: agnéh = des Feuers, und gründete

Der Priester fordert sie auf, sich vom Leichnam zu trennen, nimmt selbst den Bogen aus der Hand des Todten als das Symbol seiner Tüchtigkeit, welche bei der Gemeinschaft bleiben soll und spricht bei der Grablegung:

Erhebe dich, o Weib, zur Welt des Lebens:
Des Odem ist entflohn, bei dem du sitzest;
Der deine Hand einst faßte und dich freite,
Mit ihm ist deine Ehe nun vollendet.

Den Bogen nehm' ich aus der Hand des Todten,
Für uns ein Pfand der Herrschaft, Ehre, Stärke.
Du dort, hienieden wir als brave Männer,
Wir wollen schlagen jedes Feindes Angriff.

So gehe ein zur mütterlichen Erde,
Sie öffnet sich zu gütigem Empfange
Dem Frommen zart und linde wie ein Mädchen;
Sie schütze fortan dich von dem Verderben!

Geräumig stehe fest die Erdenwohnung,
Von tausend Pfeilern werde sie getragen.
Von nun an bleibe das sein Haus und Reichthum,
Ein sichres Obdach ihm für alle Zeiten.

Die Erde hab' ich rings um dich befestigt;
Mir schade nicht, daß ich die Scholle lege[1]).
Die Väter mögen dir die Säule halten,
Dort aber Jama[2]) einen Sitz bereiten!

---

darauf den der ältesten Zeit gänzlich fremden Gebrauch der Wittwenverbrennung. Dieser grausame und unnatürliche Gebrauch ist erst in viel späterer Zeit aufgekommen.

[1]) Die Sitte, eine Hand voll Erde auf den Leichnam zu werfen (glebam in os injicere), war also vor 4000 Jahren schon gebräuchlich.

[2]) Jama, der Sohn Vivarvant's, des Gottes des „aufleuchtenden" Tageslichtes, gilt als der erste Mensch und Beherrscher des Todtenreiches, Atharvav. 18, 3; von ihm heißt es Rigv. 10, 14 und 9, 113:

Er ging voran und fand uns eine Wohnstatt
Auf einer Flur, die Niemand uns entfremdet,
Wohin der Vorzeit Väter heimgegangen:
Sein Weg führt dorthin jeden Erdgebornen.

Nach Rigv. 10, 14 werden dem Todten bei einer Leichenfeier auch nachstehende Worte zugerufen:

Voran, voran zieh auf den alten Pfaden,
Worauf der Vorzeit Väter einst gegangen!
Gott Varuna und Jama wirst du schauen,
In ihrer Seligkeit die beiden Fürsten.

Vorbei an Sarama's[1]) gefleckten Hunden,
Den viergeaugten, lauf geraden Weges;
Tritt in den Kreis der gabenreichen Väter[2])
Die dort mit Jama in Genüssen schwelgen.

Vereine mit den Vätern dich, mit Jama,
Und mit der Tugend Lohn im höchsten Himmel.
Zur Heimath kehre, aller Mängel ledig,
Vereine dich dem Leib, in Kraft erblühend.

Man sieht, die Vorstellung war: wenn auch die Flammen den Leib verzehren oder die Erde ihn deckt, die Seele zieht, befreit von allen Mängeln, zu neuem Leben durch die Lüfte hin. Dieses Leben wird nicht näher ausgemalt; erst im volks-

---

Im höchsten Himmel ist der Wohnort Jama's
Wo gottergebne Männer selig wohnen,
Wo für die Frommen Leben sich an Leben,
Das eine schöner als das andre, anreiht.

[1]) Vor dem Eintritt in das Land der Seligen ist ein Strom zu passiren, der entweder (Rigv. 10, 63.) mit einem (nach der griech. Mythol. von Charon geleiteten) Schiffe zu überfahren, oder (Rigv. 9, 41) auf einer (bei den Iraniern im Vendidad des Zend-avesta = Kinvatbrücke genannten) Brücke zu überschreiten ist. Am Wege dort sitzt Saramâ oder Sârameja (woher wohl das griechische Hermejas, der Seelenführer, abzuleiten ist) mit zwei breitnasigen, vieraugigen, gefleckten (sanskr. = çabala oder çarvara, woher der griech. Kerberos seinen Namen haben dürfte) Hunden, welche den Eingang des Paradieses hüten, daß kein Gottloser sich in den Ort der Seligen einschleichen könne, Rigv. 10, 15. 7, 55.

[2]) Die „gabenreichen Väter", pitri, pitaras, sind die Seelen der abgeschiedenen Frommen, bei den Iraniern = Fravashi, bei den Griechen = die Männer der Vorzeit, bei den Römern = divi Manes et Lares.

thümlicheren Atharvaveda[1]) und später liest man solche Schilderungen, wie daß dort ewig „laue, wohlthuende Lüfte wehen, daß kühlender Regen hernieder träufelt, daß es dort Teiche von Rahm, Bäche voll Honig, Ströme von Milch giebt, daß man keine Abgaben mehr zu bezahlen habe" u. dergl.; im Rigveda ist nur das kindlich gläubige Vertrauen und die gewisse Hoffnung ausgesprochen, daß der Fromme dort im ewigen Lichte und in der Gemeinschaft Varuna's und der seligen Vorfahren ein freudevolles Leben führen wird. Die ungerechten, lügenhaften Uebelthäter dagegen, die widerwärtigen Gottlosen, welche Varuna's Satzungen frech übertreten, die lüsternen und bösen Weiber und wer sonst Böses verübt, sind von der Gemeinschaft mit den Unsterblichen und dem Geisterleben in dem ewigen Lichte ausgeschlossen. Wie man ihren Körper in die Gruft senkt, so wird ihre Seele in die Grube, in die tiefste, haltlose Finsterniß geworfen (Rigv. 1, 121. 2, 29. 4, 5. 25. 7, 104. 9, 73. 10, 152). Der Rigveda weiß noch nichts von der düsteren Lehre von der Seelenwanderung, wie sie später aufkam: der Gottlose geht nach dem Tode zur untersten Finsterniß; der Fromme kehrt in den Himmel, seine Heimath, zurück. Die Vorstellung, daß der Himmel die Heimath, die Geburtsstätte des Menschen ist, finden wir neben der oben angeführten Stelle (Rigv. 10, 14.) noch verschiedene Male ausgedrückt, z. B. 10, 16: Entlaß ihn wieder, Agni, zu den Vätern; 10, 56: Wenn in den neuen Leib du eingehst, sei

---

[1]) Im Çatap. Brâhm. 6, 5 heißt es: „welche Menschen tugendhaft zum Himmel kommen, deren Glanz sind dessen Sterne"; dies erinnert an Dan. 12, 3 und an den altgermanischen Glauben, daß „die Sterne Wirkungen der Elbe (der abgeschiedenen Seelen) sind; Sterne sind Seelen; wenn ein Kind stirbt, macht der Herrgott einen neuen Stern", vergl. Mannhardt, german. Mythen S. 378.

willkommen, ein Liebling den Göttern in der höchsten Heimath; 10, 135, wo von der Bestattung eines Knaben die Rede ist: Wer hat den Knaben gezeugt? Wer denn könnte uns sagen, wie die Rückgabe (die Rückkehr zu seiner eigentlichen Geburtsstätte) vor sich ging?[1])

Die Hochachtung, mit welcher wir nach dem Dargelegten vor der alten Veda-Religion erfüllt werden, ist schließlich auch und ganz besonders in ihrer Sittenlehre begründet, in der Lebensweise, die sie ihren Bekennern einst zur Regel gemacht hat, wie für das Privat- und Familienleben, so für die allgemein socialen und politischen Verhältnisse.

Daß bei den Ariern der Veda's, ähnlich wie bei den etwa gleichzeitigen israelitischen Patriarchen, im Allgemeinen viel auf religiösen Sinn, auf Frömmigkeit und Gottesfurcht, auf die Verehrung der Gottheit und das Bestreben, durch gute Werke in Demuth und Bescheidenheit, in Fleiß und Arbeitsamkeit, in Barmherzigkeit und Friedensliebe, dabei in Muth und Tapferkeit sich ihr wohlgefällig zu erweisen, gehalten wurde, ist uns in den mitgetheilten Liedern schon öfter entgegengetreten. Es ist in dieser Hinsicht nur noch folgendes hervorzuheben. Opfer soll man bringen: „denn nicht ohne Mühe macht man Götter sich zu Freunden", wie der Sänger Vâmadeva sagt (Rigv. 4, 33.), oder: „den Opferlohn macht sich zu seinem Panzer, wer da klug ist" (10, 107); sehr ernst aber wird, wie Prov. 15, 8, getadelt, daß „Mancher Opferlohn

[1]) Auch der seiner Abfassung nach ziemlich junge, seinem Inhalte nach aber zum Theil ganz alterthümliche Bundehesch (c. 15) der Franier lehrt: die Seele kommt vom Himmel her und regiert den Leib, so lange er lebt; wenn der Leib stirbt, wird er mit der Erde vermischt und die Seele geht zum Himmel zurück. Aehnliches lehrten die Griechen und Römer, z. B. Macrob. Saturn. 1, 10: animas ab Jove dari et rursus post mortem eidem reddi.

nur giebt aus Furcht vor Tadel" (4, 24). Muthig und voll guter Zuversicht darf der fromme Arier sein, es hat sich auch am Kampfestage nicht zu fürchten, wer dem starken Indra vertraut; viel Tausend Schwarze[1]) wirft er vor ihm nieder und läßt ihre Burgen zerfallen wie ein Kleid das Alter (Rigv. 6, 25); „den Stolzen aber haßt der König beider Welten, hegt warm die Schaaren, die sich Menschen fühlen" (10,28), d. h. die den Göttern gegenüber ihre Schwäche anerkennen. Der Arier bittet und bemüht sich viel um Wohlergehen und Reichthum; der Karge und Geizige aber ist ihm so verhaßt, daß ein Sänger sagt (10, 27): „Ich will den reichen Knicker elend machen, am Fuße packen und am Stein zerschellen;" er ruft, wie Jesaias (58, 7) dem Reichen zu (10, 117):

Wer's kann, der soll dem Hilfsbedürft'gen spenden,
Den fernern Weg des Lebens wohl bedenken!
Das Glück rollt hin und her wie Wagenräder[2]),
Bald kehrt es ein bei diesem, bald bei jenem.

Ebenso schön ist, was wir von dem Familienleben der alten Arier hören. Vereinzelt kam es wohl auch damals schon vor, wie wir aus verschiedenen Stellen in den Veda's sehen, daß Könige und Vornehme mehrere Frauen hatten, daß die Wittwe freiwillig nach dem Tode ihres Gatten sich an seinem Grabe opferte, daß man neugeborene Kinder, besonders Mädchen und altersschwache Greise aussetzte. Im Allgemeinen aber galt es als heilige Pflicht, als Schuld der Dankbarkeit, die Eltern zu ehren, die Kinder wurden als Geschenk und Segen der gütigen Gottheit angesehen, und jedenfalls war

---

[1]) Die Ureinwohner Indiens = dasju, von den Ariern scharf geschieden durch Hautfarbe, Sprache, Religion und Sitten.

[2]) Der Ausdruck: Glücksrad, war also damals schon bekannt; dessen bediente sich auch Krösus in seiner Anrede an Cyrus, Herod. 1, 207, und Tibull eleg. 1, 5 sagt: versatur celeri Fors levis orbis rotae.

bezüglich des ehelichen Lebens die Monogamie die Regel; auch war der Ehefrau im häuslichen Leben eine verhältnißmäßig hohe Stellung eingeräumt. Wir können uns aus dem sogenannten „Hochzeitslied“ (Rigv. 10, 85) und anderweitigen Hochzeitssprüchen ein annähernd zutreffendes Bild von der Gründung und Führung des Hausstandes in jenen Zeiten machen. Wollte der junge Arier eine ihm bekannt gewordene Jungfrau zur Ehe nehmen, so hatte er sie durch einen Brautwerber mit reichen Geschenken von dem künftigen Schwiegervater zu erkaufen. Der jungen Frau wurde aber von den Eltern auch eine Aussteuer mitgegeben; denn wir lesen Rigv. 10, 27: „Wie manchem Mädchen wird von dem Freier nur um ihrer bewundernswerthen Schätze willen Liebe erwiesen; aber wenn ein Weib hold und schön ist, findet sie von selbst den Genossen im Volke“; 6, 28: „Ihr Kühe machet fett sogar den Magern, den Häßlichen auch macht ihr schön von Antlitz.“ War dann der Hochzeitstag gekommen, so versammelten sich die Anverwandten und Bekannten im Elternhaus der Braut; das Feuer wird auf dem Hausaltar entflammt und es erfolgt die Uebergabe der Braut an den Bräutigam durch ihren Vater oder dessen Stellvertreter. Der Bräutigam faßt mit seiner Rechten die Rechte der Braut und spricht dazu:

Zu Glück und Heil ergreif' ich deine Rechte
Daß du mit mir, dem Mann, zur Greisin werdest.
Arjaman, Bhaga, Savitar der reiche,
Mir gaben dich sie zu des Hauses Herrschaft.

Er murmelt einige herkömmliche, glückverheißende Worte, wie „der bin ich, die bist du, die bist du, der bin ich[1]); wir beide, komm, wir wollen fortziehen und Nachkommen uns er-

[1]) Bei den Römern hieß es: Quando tu Gajus, ego Gaia, von Seiten der Braut.

zeugen, die hohes Alter erreichen mögen; in Liebe vereint, kräftig und wohlgemuth, wollen wir hundert Jahre sehen, hundert Jahre leben, hundert Jahre hören." Dann führt er die Braut feierlich drei Mal von links nach rechts um den Altar herum. Dadurch ist die Braut gesetzlich seine Gattin. Nach dem Hochzeitsmahle wird die Frau auf blumenverziertem, von zwei weißen Stieren gezogenem Wagen in die neue Heimath geführt und die Neuvermählten werden dort mit Segenswünschen begrüßt:

Wohlan, hier bleibet, trennt euch nicht,
Genießt die ganze Lebenszeit,
Mit Sohn und Enkel fröhlich scherzet,
Erfreuet euch in euerm Haus!

Pragâpati[1]) verleihe Kind und Kindeskind,
In's Greisenalter wahre Arjaman den Bund!
Von Unheil frei betritt des Gatten Heim und deins,
Halt fern Verlust, gereich' zum Heile Mensch und Thier!

Sei ohne bösen Blick und ohne Gattenhaß;
Von Sinn und Antlitz mild, sei selbst dem Thiere hold!
Die Götter fürchtend werde Heldenmutter du;
Halt fern Verlust, gereich zum Heile Mensch und Thier!

An Söhnen, Indra, mach' sie reich,
Ihr Leben mach' er hochbeglückt.
Zehn Söhne leg' in sie hinein,
Den Gatten so zum elften mach!

So schalt und walte denn im Haus;
Ob Schwieger und ob Schwiegerin,
Die Schwäger und die Schwägerin,
Sie sind dir gleichfalls unterthan.

Die Frau wird Rigv. 3, 53 des Gatten „Heim", seine Lieblingsstätte und seine Wonne genannt; nach 1, 122 u. 10,

[1]) Pragâpati = Gott, als Herr der Nachkommenschaft; auch überhaupt = Herr der Geschöpfe, Schöpfer.

86 „kommt die Gattin seit alter Zeit zur gemeinsamen Opferdarbringung und zur Festversammlung, sie die Pflegerin des Rechts". — Die Geschwisterehe, die wir z. B. bei den Griechen finden, galt bei den alten Ariern für unmoralisch und verwerflich. Die Wiederverheirathung von Wittwen wird in den Veden öfter erwähnt und ihr Erbrecht wird in der Rechtsliteratur sorgfältig behandelt; so daß man klar sieht, die Wittwenverbrennung ist erst später als Sitte oder besser Unsitte aufgekommen.

In den allerältesten Zeiten waren die Arier Nomaden; nach ihrer Einwanderung in Indien vertauschten sie das bewegliche Zelt mit dem festen Holzhause. „Strebepfeiler wurden", wie dies Zimmer (altind. Leben. S. 145 ff.) beschreibt, „auf festem Grunde errichtet, Stützbalken lehnten sich schräg wider dieselben; Deckbalken verbanden die Grund- und Eckpfeiler des Hauses; lange Bambusstäbe lagen auf ihnen und bildeten als Sparren das hohe Dach. Zwischen den Eckpfeilern wurden je nach Größe des Baues verschiedene Pfosten aufgerichtet. Mit Stroh oder Rohr, in Bündel gebunden, füllte man die Zwischenräume in den Wänden aus und überzog gewissermaßen das Ganze damit. Riegel, Klammern, Stricke, Riemen hielten die einzelnen Theile zusammen. Der ganze Holzbau war durch eine Thüre verschließbar, welche, wie bei dem Homerischen Hause, mit einem Riemen befestigt wurde." Hier waltete die Frau und hatte Speise und Trank zu bereiten; doch verstand sie sich auch auf das Flechten von Matten, auf Weben und Nähen, auf die Bereitung von Kleidern und Decken, wie auf die Beschaffung von mancherlei Schmuckgegenständen. Als Speisen werden neben dem Brode namentlich verschiedene Milchgerichte, Mehl- und Butterkuchen und allerlei Pflanzennahrung mit Baumfrüchten, wie sie in Indien so

reichlich wachsen, erwähnt; Fleisch, über dem Feuer an Bratspießen gebraten oder in Töpfen gekocht, wurde meist nur an Festtagen genossen, wie bei den Hebräern und den alten Griechen. Als Getränke finden wir, neben dem schon erwähnten Soma, besonders die Surâ, einen aus Korn oder Gerste gewonnenen Branntwein genannt. Der Familienvater befaßte sich mit Viehzucht und Ackerbau, auch wohl mit Jagd und Fischfang; er konnte auch ein Gewerbe betreiben und entweder Holzarbeiter, Zimmermann, Wagner und Schreiner in Einer Person, oder Gerber und Lederbereiter zu Riemen, Schläuchen, Schleudern, Bogensehnen und dergleichen, oder Metallarbeiter und Töpfer sein; Schifffahrt und Handel wurde noch wenig betrieben[1]). Hauptsächlich aber lag dem Hausvater die Pflicht ob, sowohl täglich als bei besonderen festlichen Veranlassungen, wie beim Mond- und Jahreszeitenwechsel, die vorgeschriebenen Gebete und Opfer darzubringen, sich selbst und seine Familie in den Vedalehren zu unterweisen und seinen Nebenmenschen Gastfreundschaft zu erzeigen.

Wir dürfen an dieser Stelle nicht unerwähnt lassen, weil dies den Griechen bei ihrer ersten Berührung mit den Indiern ganz besonders an ihnen aufgefallen ist, daß ein Familienvater, besonders der Brahmane, die Erlaubniß oder die Gewohnheit hatte, wenn er eine Reihe von Jahren seinen Familienpflichten gelebt hatte und grau geworden war, den herangewachsenen Söhnen die Besorgung der Hauswirthschaft zu überlassen und sich, sei's mit oder ohne Frau in die Waldeinsamkeit zurückzuziehen und in Enthaltsamkeit und Büßungen ganz nur der Vorbereitung auf das künftige Dasein zu

1) Wenn das biblische Ophir jedoch, wie höchst wahrscheinlich, in Indien zu suchen ist, so wurde auch zu Salomo's Zeit mit Gold, Silber, Edelgestein, Affen und Pfauen schon in weite Fernen hin Handel getrieben.

leben. Davon reden die jüngsten Bücher der vedischen Brahmana-Literatur in den Âranjaka, d. h. den Schriften für die Waldeinsiedler und die Upanishad, die Unterweisungen, in welchen das Aufgeben des eigenen Selbst mit all seinen Lebensbeziehungen als das Ziel der Vedas (= Vedânta) angegeben ist. So große Bedeutung jedoch dieses Letztere in der späteren Zeit des indischen Lebens, vor Allem im Buddhismus, gewonnen hat und heute noch besitzt, so haben wir uns doch nicht vorzustellen, als ob diese sonderbare, ascetische Art, sein Leben zu beschließen, auch in den eigentlichen Vedazeiten schon häufiger vorgekommen wäre. Der Totaleindruck, den wir von dem in seinen Anfängen überaus naturwüchsigen und urkräftigen Bergvolke der Arier bekommen, ist ein ganz anderer als daß wir uns denken könnten, der Hang zu einem weltentsagenden Büßer- und Mönchsleben sei auch damals schon in größerem Maßstabe bei ihm vorhanden gewesen. Es zeugt gewiß nicht von mönchisch finsterem oder, wie wir jetzt sagen würden, pessimistischem Sinn, wenn man, nach Rigv. 10, 18 sogar am Grabe eines wackeren, geliebten Kriegers die Worte sagen kann:

Wir sind jetzt da, bereit zu Tanz und Scherzen,
Auch fernerhin des Lebens Kraft genießend;

oder wenn nach anderen Stellen in den Vedas die Priester uns als somatrunken und wie die Frösche beim Beginn der Regenzeit quakend und lärmend vorgeführt werden (Rigv. 7, 103); oder wenn ein Dichter als Poet, Arzt und Apotheker in Einer Person im Lande umherzieht und kein Hehl daraus macht, daß er dies hauptsächlich des Gewinnes wegen thue (Rigv. 10, 97); oder wenn wir die arischen Krieger so leidenschaftlich mit Würfeln[1]) spielen sehen, daß sie ihr ganzes Be-

[1]) Als Würfel gebrauchte man die braunen Nüsse der Terminalia bellerica, deren Genuß berauscht.

sitzthum einzusetzen sich nicht scheuen (Rigv. 10, 34); oder wenn man Sprüchwörter findet (Rigv. 10, 117), wie: „Die Pflugschaar schafft nur Brod, wenn man sie ziehet“ (Prov. 20, 4); „Wer seine Füße regt, der kommt zum Ziele“ (Prov. 26, 6); „Dem Brahman bringt das Reden mehr, als Schweigen“; „Ein Freund der giebt, ist besser als ein Karger“ (Prov. 17, 17. 19, 6); „Gescheid und dumm, ein jeder sucht zu schröpfen“; „Man findet den geraden Weg zum Ziel durch Unterweisung“ (Prov. 3, 25) u. s. f.

Dies zeigt uns insbesondere schließlich auch ein Blick auf die socialen und politischen Verhältnisse der alten Arier. In dieser Hinsicht ist vor Allem von Bedeutung, daß das später in Indien so üppig wuchernde, grundverderbliche Kastenwesen damals noch eine unbekannte Sache war[1]). Die Sûdras, die Diener und Sklaven, hatten allerdings eine untergeordnete Stellung; die Âryas aber oder die Edeln, obwohl sie in Priester oder Brâhmanas, in Krieger oder Kshatrijas (auch Raǵanyas) und in Vaisyas oder Bürger getheilt waren, hatten alle gleiche Rechte und Pflichten in der altindischen Gesellschaft. Insbesondere lag ihnen Allen in gleicher Weise die Verpflichtung ob, die Veda's zu lernen und darnach zu leben. Andere Unterschiede, als wie wir sie bei den übrigen Kulturvölkern des Alterthums und in gewissem Sinne heute noch unter uns finden, waren bei den ältesten Ariern nicht vorhanden.

---

[1]) Diese, früher bestrittene Thatsache steht fest, vgl. M. Müller, Vorl. S. 387 f. Kägi, Rigv. S. 25 und 235. Die berühmte Stelle Rigv. 10, 90 (die Grundlage des Kastenwesens): „Als sie das Urwesen Purusha (d. h. „Mensch“) zerlegten, da war der Brâhmana sein Mund, der Râǵanya ward zu seinen Armen, Schenkel war das, was Vaiçja, aus den Füßen entstand der Çudra“ — diese Stelle stammt erst aus viel späterer Zeit.

Ihre Volks- oder Staatsverfassung war in jenen Zeiten eine patriarchalisch-monarchische. Die einzelnen Familien waren zu Sippen (sanskr. = sabhâ) oder Ortschaften, diese zu Gauen, letztere zu einem Stamme vereint, an dessen Spitze ein erblicher oder gewählter König als dessen Lenker stand. Ihm wurden mehr Geschenke, als Abgaben dargebracht und seine Macht war keineswegs, wie später, eine unbeschränkte; doch war das Volk in Friedenszeiten verpflichtet, ihm als seinem „Richter und Beschützer" dauernden Gehorsam zu leisten. In Kriegszeiten hatte er den Oberbefehl zu führen und vor der Schlacht entweder selbst das Opfer darzubringen oder durch den Priester und Sänger darbringen zu lassen. Viele Jahrhunderte hindurch mögen übrigens die Waffen bei den in Indien einwandernden Ariern ebenso wenig als im alten Rom geruht haben; die Eroberung der weiten Ländergebiete vom Indus bis zum Brahmaputra und vom Himalaya bis nach Ceylon hinab erforderte so viele fortgesetzte kriegerische Unternehmungen und so gewaltige Heldenthaten, wie wir sie in den beiden, vielleicht schon aus dem zehnten Jahrhundert v. Chr. stammenden[1]) großen indischen Epopöen, dem Mahabhârata und dem Ramajana, beschrieben lesen. Aus demselben Grunde tritt auch in den vedischen Liedern die Gestalt des Friedenskönigs Varuna hinter derjenigen des Kriegs- und Kampfesgottes Indra in den Hintergrund.

Wir haben uns das Volk der Arier während der ersten Jahrhunderte seines Aufenthaltes in Indien im Allgemeinen ungefähr in einem ähnlichen Zustande vorzustellen, wie ihn Tacitus von den mit ihnen stammverwandten Germanen

[1]) Die Sammlung dieser an die Homerischen Gesänge erinnernden Heldengesänge fand allerdings, wie bei jenen, erst viel später statt, 500 bis 100 v. Chr.; sie enthalten auch viele noch jüngere Einschiebsel.

schildert. In viel kürzerer Zeit jedoch hat das heiße Tropenklima mit dem Reichthum aller Gewächse des Erdbodens seine depravirende Wirkung auf jenes Volk ausgeübt, als dies bei unseren germanischen Vorfahren im rauheren Norden der Fall gewesen ist.

Es wäre nicht ohne besonderes Interesse, wenn wir schließlich auch noch diese Depravation der alten Vedareligion und ihren allmäligen Uebergang einerseits zum polytheistischen Brahmanismus und anderseits zum pantheistischen Buddhismus in den Kreis unserer Betrachtung zögen. Wir würden aber damit auf ein neues, mit dem vorliegend durchmessenen nicht genau zusammenhängendes Gebiet übergehen. Das Gesagte, sollten wir glauben, wird genügen, um uns davon zu überzeugen, daß die Renan'sche Behauptung, nur die semitische Race sei mit dem Instinkte des Monotheismus begabt gewesen, eine grundlose und unerwiesene ist. Auch die Arier der Veda's sind ursprünglich Monotheisten gewesen. Sie sind erst später Poly- und Pantheisten geworden.

Der Grund dieser letzteren Erscheinung liegt nahe: der ursprüngliche, monotheistische Instinkt oder besser die dem Menschengeschlechte von Noah's und Adam's Zeit her ureigene oder natürliche monotheistische Religion hat bei ihnen, so wenig als bei allen anderen Völkern des Erdbodens Kraft und Macht genug gehabt, ohne besondere göttliche Beihilfe den zahlreichen Versuchungen zum Abfalle davon genügenden Widerstand zu leisten. Dies gilt gleichmäßig von allen Menschenracen, Röm. 3, 23. Die göttliche Vorsehung hat dies, wie der Apostel Paulus Röm. 11, 32 sagt, also zugelassen, um an allen Menschen ihre Gnade zu verherrlichen. Bei dem Geschlechte Abraham's, bei dem Volke Israel ist der nach den Angaben des alten Testamentes hundertfältig drohende Abfall zum Baal- und

Astartedienst nur durch außerordentliche Einwirkung oder Offenbarung Gottes verhindert worden.

Was wir bei den indischen Ariern durch die uralten Denkmäler ihrer Literatur bezeugt finden, können wir bis heute von keinem anderen Volke der Erde ebenso nachweisen. Die Depravation, in den verschiedensten Religionsformen der Heidenwelt, liegt überall klar und offen vor uns; wobei wir übrigens in nicht wenig Fällen die tiefsinnigen Ideen zu bewundern haben, zu welchem die Zertheilung der Einen Gottheit in ihre verschiedenen Erscheinungsformen bei mehreren Völkern des Alterthums geführt hat, besonders wo sich der Menschengeist, wie in der griechischen Mythologie, zu der Erfindung rein geistiger Göttergestalten aufgeschwungen hat. Nur selten ist es uns jedoch vergönnt, mit derselben Klarheit und Sicherheit wie bei den vedischen Ariern, durch den üppig wuchernden Blätterschmuck, den die polytheistische Kunst und Philosophie getrieben hat, auf den monotheistischen Kern oder Stamm, aus welchem sie hervorgewachsen sind, hindurchdringen zu können. Entweder reichen die historischen Erinnerungen und Traditionen nicht so weit zurück, oder die vorhandenen Schriftwerke geben uns keine genügenden Aufschlüsse darüber, doch fehlt es auch nicht gänzlich an Fällen dieser Art.

Es verdient schon Beachtung, daß die Missionare auch unter den Fetischanbetern durchweg die deutlichen Spuren eines ursprünglichen Monotheismus aufgefunden haben. Bei den etwa 60 Millionen dunkelfarbigen Völkerstämmen Vorderindiens, soweit sie nicht hinduisirt sind, unter ihnen vor Allem bei den Kolh's in den Gebirgen von Napura südwestlich von Kalkutta, ebenso bei den mit ihnen stammverwandten, hamitischen Bewohnern der Sunda-Inseln, von Australien und einzelnen Theilen von Polynesien hat man überall noch den

Glauben an einen unsichtbaren, persönlichen Weltschöpfer gefunden; ebenso bei den Negern der Goldküste und im Innern von Afrika, soweit man davon Kunde hat. Die Kolh's nennen diesen höchsten Gott = bonga, Geist, was mit dem afrikanischen = Wong identisch ist und mit dem vedischen = Bhaga (bog, buoh) zusammenhängen dürfte. Von den Malaien auf Madagaskar, den Sunda-Inseln und der ganzen polynesischen Inselwelt wird uns Aehnliches berichtet. Auch bei den mehr als 400 Millionen Mongolen in Tibet, China, Korea, Japan u. s. f. scheint in den ältesten Zeiten der Glaube an einen Schöpfer Himmels und der Erde, den Herrn aller Dinge herrschend gewesen zu sein. Mit Sicherheit kann man dies von einigen Zweigen der ugro-finnisch-tatarischen Völkerfamilie, wie den Finnen und Esthen und den Rothhäuten in Nordamerika behaupten. In gewissem Sinne können wir auch bei den Slaven mit ihrer Verehrung Peruns oder Perkunas und bei unseren germanischen Vorfahren mit ihrem Tius (Zio, Tyr, Zeus, sanskr. = Dyaus) und ihrer Bezeichnung der Götter als Asen (vom sanskr. as = athmen, asu = Athem, asura = die Lebenden oder Seienden) von einer monotheistischen Urreligion reden, obgleich uns diese nur in ihrer späteren polytheistischen Ausartung bekannt ist. Von den nach Strabo (geogr. 3, 4, 164) keine Götterbilder verehrenden Wasken wird auch anzunehmen sein, daß sie sich wenigstens bis in das Augusteische Zeitalter von dem polytheistischen Bilderdienste frei gehalten haben.

Wir wollen übrigens gerne zugeben, daß die Nachrichten über alle genannten Völker kritischen Bedenken unterliegen. Wir wollen auch kein besonderes Gewicht darauf legen, daß die Religion der Kananiter zu Abrahams Zeit von dem späteren Baal-Molochsdienst noch weit entfernt war, weil die Bibel

(Gen. 14 u. 20) doch nur gar zu kurze Andeutungen darüber giebt; oder daß nach Gen. 41, 37 der ägyptische Pharao Joseph gegenüber bei der Auslegung seiner Träume von dem „Geiste Gottes" (Ruach Elohim) redet[1]). Bei zwei anderen Völkern dagegen, den Iraniern und den Griechen, können wir fast mit derselben Gewißheit, wie bei den mit ihnen stammverwandten indischen Ariern, den Nachweis liefern, daß ihre ursprüngliche Religion eine wesentlich monotheistische war. Die Identität des persischen Ahura-mazda mit dem vedischen Varuna und der sechs Amschaspands (Amesha-Çpenta) mit den Aditjas kann keinem Zweifel unterliegen (vgl. J. Darmesteter, Ormazd et Ahriman, leurs origines et leur histoire, p. 7 ff.). Wie Varuna den Indern, so galt den Iraniern Ormuzd als der alleinige Schöpfer und Regent der Welt; die Amschaspands mit ihren Namen: Güte, Reinheit, Nützlichkeit, Weisheit, Fülle und Unsterblichkeit, sind sozusagen nur als seine Eigenschaften oder Offenbarungsweisen anzusehen. Wie bei den Indern, so war auch bei den Persern das Bewußtsein von der Sündhaftigkeit und Erlösungsbedürftigkeit der Menschen stark hervortretend. Wie jene, haben sie an dem Glauben an eine persönliche Unsterblichkeit festgehalten; der Auferstehung der Todten aber lassen sie die Erscheinung eines Erlösers (Sosiosch, Çaoshjanç voraufgehen: eine Vorstellung, der wir in den Vedas nicht begegnen, so wenig als wir dort von bösen Geistern (Daevas mit Angromainjus, Ahriman an der Spitze) etwas finden.

In Griechenland waren zu der Zeit der alten Pelasger,

[1]) Auch bei den ältesten Aegyptern finden wir noch Reminiscenzen an einen ursprünglich vorhanden gewesenen Monotheismus, wie Ebrard, Apolog. II, 111 ff., nachweist: Ptah wird der Vater der Väter der Götter und der Herr des Himmels genannt. So weit jedoch die beglaubigte Geschichte Aegyptens zurückreicht, tritt uns die Religionsform jenes hamitischen Volkes als eine polytheistische entgegen.

der Ureinwohner, die verschiedenen Götternamen der späteren Zeit noch nicht vorhanden, wie die dodonäischen Priester Herodot (II, 52) versicherten; von ihnen wurde, wie von den alten Hebräern, nur der Gott des Himmels und der Erde als Uranos (= Varuna) verehrt. Aber auch später, als sich diese Eine Gottheit längst zu einer Pluralität umgestaltet hatte, wurden dem Höchsten unter diesen Gottheiten solche Eigenschaften beigelegt, daß ihre Einheit, ähnlich wie in den Vedas, gerettet erscheint: Zeus (= Dyaus), der Vater der Menschen und Götter, gilt als der weise, gerechte, gütige, allmächtige, allwissende, wahrhaftige, allgegenwärtige und ewige. Dem die verschiedenen Natur- und Geistesmächte verehrenden Volksglauben gegenüber ist zu allen Zeiten und überall, wie sich nachweisen läßt, bei den besser Unterrichteten der Sophokleische Ausspruch in Geltung gestanden: „Einig in Wahrheit, einig ist Gott, der Himmel und Erde gemacht hat".

Diese Uebereinstimmung des iranischen und griechischen Glaubens mit dem vedischen erscheint von Wichtigkeit. Sie zeigt, nicht nur die Inder, vollends nicht nur die hebräischen Semiten, sondern auch die Perser und Hellenen haben bei der Einwanderung in die von ihnen besetzten Ländergebiete aus ihrer asiatischen Urheimath mit allen anderen geistigen und materiellen Besitzthümern auch den Glauben an den Einen allmächtigen Gott und Vater im Himmel mitgebracht. Sie haben ihn nicht erst erfunden und erdacht, er war ihnen nach Act. 17, 27 f. und Röm. 1, 19 von Uranfang oder von Natur in's Herz geschrieben. Wir können diesen Glauben als ein immanentes Wissen bezeichnen, das die Gewähr der Wahrheit in sich selbst trägt, wie Plato (legg. 10, 899) sagt: „Eine göttliche Verwandtschaft leitet dich zu dem Gleichartigen, die Gottheit zu ehren und an ihr Dasein zu glauben."

Zu

Festgeschenken

empfohlene Bücher

in eleganten Einbänden

aus dem Verlage

von

Carl Winter's

Universitäts-Buchhandlung

in

Heidelberg.

C. F. Winter'sche Buchdruckerei.

Soeben ist erschienen:

Heinrich Vierordt,

Lieder und Balladen.

16°. eleg. geb. m. Goldschn. M. 5.—.

Inhalt: Das Flügelroß. — Felsengeburt. — Des Reiches Auferstehung. — Die deutsche Krone. — Tristan und Isoldens Meerfahrt. — Isoldens Klage. — König Marke. — Sigfrid Drachentödter. — Des Helden Tod. — Hagens Mannentreue. — Brunhildens Schicksalslied. — König Enzio. — Lied des fahrenden Mannes. — Schwanentod. — Die Skiläufer. — Der alte Sänger. — Irenens Abschied von Byzanz. — Irene auf Hohenstaufen. — Ein Sang Gottfrids. — Heinrichs des Löwen Trotz. — Richard Löwenherz. — Parcival Waldkind. Parcivals Nachtlied. — Parcival Gralkönig. — Gudrun am Meer. — Gudruns Brautlied. — Der Schmied von Aachen. — Riccio. — Die Alpenfee. — Edelweiß. — Föhn. — Alpennacht. — Des Königs Bergfahrt. — Odenatas. — Palmyra. — Aurelians Triumph. — Die Geisterschlacht am Euphrat. — Judith. — Wächterfrühgruß. — Abendlied auf Wartburg. — Abschied von Thüringen. — Herbstmorgen. — Sternennacht. — Schwan und Sänger. — Im berei ten Thal.. — Landsknecht und sein Lieb I—IV. — Der Eremit. — Ein Alter singt. — Ausritt. — Draußen. — Frauendienst. — Stern der Liebe. — Wiedersehn. — Rheinsonntagmorgen. — Rhein-Erinnerung. — Wanderlied am Rhein. — Marañon und Rhein. — Strom und Dichtung. — Ein Trinklied. — Noch Eins. — Die Rüstern auf Insel Langenau. — Das Vaterhaus. — Das Wort des Abschieds. — Schweigen im Leid. — Bergkrystall. — Der Wünsche Rast. — Mag auch dein Glück etc. — Kunst. — Seelenflug. — Titanensturz. — Die Nacht in Marienburg. — Mein Lied. — Der Bitherspieler. — Das Blumenopfer. — Unverzagt. — Der Knabe von Annecy. — Der alte Hut. — Ein Lebenslied. — Der Matrose. — St. Helena. — St. Cloud. — Die Küraſſiere von Reichshofen. — Gravelotte's Gräber. — Des Reiters Ende. — Steppenliebe. — König Hother und die Schwanenjungfrau. — Der Karfunkel von Wisby. — Meerwunder. — Adlers Schlaf. — Adlerfabel. — Portugiesische Sage. — Das Opfer des Mains. — Dämmrung am Heothasee. — Odins Auge. — Streitlied. — Das Langobardenlied. — Alboins Waffenweihe. — Alboins Heerfahrt. — Alboin und Rosamunde. — Autharis' Brautfahrt. — Theudelinde. — Etzel und Leo. — Karl der Fünfte und Anton Fugger. — Schnitters Morgenpsalm. — Rhein-Hymnus. — Hohenstaufen. — Die Normannenbraut. — Berserkerschlacht im Norden. — Sklavenmutter. — Der Griechin Bestattung. — Die Nacht im Circus. — Romantischer Trauritt.

Se. Kgl. Hoheit der Großherzog Karl Alexander von Sachsen hat die Widmung angenommen.

Wie aus vorstehendem Inhalt zu ersehen, enthält dies neue Bändchen des durch seine im vorigen Jahr erschienenen Gedichte rasch beliebt gewordenen Verfassers hauptsächlich Lieder und Balladen auf historischer Grundlage, welche sich gegenüber von lyrischen Gedichten besonderer Beliebtheit erfreuen.

Carl Winter's Universitätsbuchhandlung in Heidelberg.

Dr. Heinrich Dittmar,

Die

Deutsche Geschichte

in

ihren wesentlichen Grundzügen

und in einem

übersichtlichen Zusammenhang.

Achte Auflage.

Durchgesehen und bis auf die neueste Zeit fortgeführt

von

Dr. K. Abicht,

Direktor des Gymnasiums zu Öls.

gr. 8°. eleg. geb. M. 5.80.

Zur Empfehlung dieser ausgezeichneten volksthümlichen deutschen Geschichte können wir uns sowohl auf die weite Verbreitung derselben, als auf die allgemein warme Anerkennung, die ihr in allen Beurtheilungen zu Theil geworden, berufen. Die achte Auflage hat namentlich in ihren kulturgeschichtlichen Partheien mehrfache Erweiterung erfahren und eignet sich nicht bloß zum Gebrauch beim Unterricht, sondern auch ganz besonders als Prämienbuch und als Festgeschenk.

„Unter den kürzeren Handbüchern der deutschen Geschichte ist das von H. Dittmar eines der beliebtesten und verbreitetsten. Es zeichnet sich durch übersichtliche Anordnung, entschieden nationale Haltung, patriotische Wärme und religiöse Auffassung vortheilhaft aus und gibt bei mäßiger Bogenzahl eine große Reichhaltigkeit des Stoffes, eine Fülle von Einzelschilderungen, wie man sie in manchen größeren Geschichtswerken nicht findet."

(Schwäb. Merkur.)

„Das vorliegende Handbuch der deutschen Geschichte, welches sich durch eine lebendige, klare, allgemein verständliche und anschauliche Darstellung sowohl als namentlich auch durch eine geschickte Anordnung und Gruppirung des reichen Stoffes, wie endlich durch gebührende Berücksichtigung der Kulturgeschichte in allen höheren Unterrichtsanstalten (es ist wohl nicht zu viel gesagt) zum beliebtesten Unterrichtsmittel für den deutschen Geschichtsunterricht gemacht hat, bedarf keiner Empfehlung mehr. Die Dittmar'sche «deutsche Geschichte» erweitert den Kreis ihrer Freunde immer mehr; deß sind wir gewiß."

(Schulbl. d. Prov. Sachsen.)

Carl Winter's Universitätsbuchhandlung in Heidelberg.

Arnold Gaedeke,

a. o. Professor der Geschichte an der Universität Heidelberg.

Maria Stuart.

Mit Porträt Maria Stuart's nach Donaldson.

gr. 8. eleg. geb. M. 12.—.

„ . . . . . Eine deutsche Biographie Maria Stuart's besaßen wir bisher nicht. Es war daher eine verdienstvolle Arbeit, daß der Professor der Geschichte an der Universität Heidelberg, Arnold Gaedeke, die schottische Maria zum Gegenstande einer Monographie gemacht hat, welche die Vorzüge gründlicher Quellenforschung, streng wissenschaftlicher Objectivität und populärer, lichtvoller Darstellung in seltener Weise vereinigt." **(Rhein. Kurier.)**

„ . . . . . In Deutschland hat man sichtbar unter dem Zauber der Schiller'schen Dichtung sich gescheut, eine unparteiische Stellung einzunehmen. Jedenfalls darf es als eine Genugthuung der deutschen Forschung begrüßt werden, daß ein deutscher Historiker ohne Haß und ohne Voreingenommenheit sich des Stoffes bemächtigt und eine rein sachliche Darstellung versucht hat. Der Heidelberger Prof. Gaedeke hat diese Aufgabe in einer so befriedigenden Weise gelöst, daß Saturday Review diese Beurtheilung der Maria Stuart „die erste unabhängige Veröffentlichung in Deutschland" nennt. Gaedeke's Urtheil ist eine Verurtheilung und Rechtfertigung zugleich." **(Kölnische Ztg.)**

„Die Sage wurzelt im Volke fester als jede beglaubigte Überlieferung. Ein Gleiches gilt von dem Werke eines Dichters, welcher dem Herzen seiner Nation nahe steht. Der Genius unseres großen Friedrich Schiller hat das Haupt Maria Stuart's, der so schönen, aber unglücklichen „königlichen Dulderin", so verklärt, daß es Clio's unerbittlicher Hand nicht immer gelingen will, Melpomene's Unrecht zu sühnen. In neuester Zeit haben übrigens nicht nur die Dichter, sondern auch die Historiker von Fach mit Leidenschaft für und wider die schottische Königin Partei genommen, und während die Einen sie als unschuldige Märtyrerin, als das Ideal des Weibes und der Fürstin hinstellen, schildern die Andern sie als eine von bösen Trieben erfüllte, ehrgeizige, ja sogar verworfene Frau, die den Tod durch Henkershand verdient hat. Unter solchen Umständen dürfte das soeben erschienene Buch des Prof. Arnold Gaedeke in Heidelberg, welches in lichtvoller und klarer Sprache das Leben und die Thaten der merkwürdigen Königin mit der größten Unparteilichkeit schildert, allen denjenigen, welche die Wahrheit lieben, hoch willkommen sein. Nun, man mag über den Charakter Maria Stuart's denken, wie man will, so viel steht, auch nach dem Zeugniß Gaedeke's fest, daß sie wie eine Heldin in den Tod gegangen ist." **(Berliner Ztg.)**

„Der Verfasser unserer Biographie, welche mit einem schönen Bilde der Königin geschmückt ist, beherrscht die einschlägige Literatur vollständig: er gibt uns aber nur das Resultat, so daß das Werk recht im eigentlichen Sinne für das große Publikum geschrieben ist. Die Schuld der Königin tritt mit Evidenz aus dem Buche hervor, das, in anziehender Form geschrieben, eine wichtige Periode der Geschichte mit Klarheit und Anschaulichkeit vor Augen stellt und ein abgerundetes Bild von Personen und Zeit gibt. Das Buch sei namentlich auch Frauen, die eine ernstere Lektüre lieben, empfohlen."
(Über Land und Meer.)

Carl Winter's Universitätsbuchhandlung in Heidelberg.

A. Brückner,

o. Professor an der Universität zu Dorpat,

Der

Zarewitsch Alexei.

(1690—1718.)

Mit einem Porträt Alexei's nach Dinglinger.

gr. 8°. eleg. geb. M. 8.60.

„Die romantische Geschichte von dem unglücklichen Sohne Peter's des Großen, der seine Anhänglichkeit an Byzantinismus und Altrussenthum mit dem Leben bezahlen mußte, gehört zu den wichtigsten und geheimnißvollsten Abschnitten neuerer russischer Geschichte. Zu den wichtigsten Abschnitten, — weil er Einblick gewährt in die furchtbaren Kämpfe, welche die Europäisirung Rußlands kostete und in die Natur der Gründe, welche das deutsche Element zum Gegenstande russischen Nationalhasses gemacht haben und unter den einmal gegebenen Umständen machen mußten; zu den geheimnißvollsten Abschnitten, weil es bis heute nicht gelungen ist, die Art des Todes mit Sicherheit festzustellen, welchen der unglückliche Sohn des Czaren erdulden mußte, weil er den Versuch gemacht hatte, dem Joche zu entfliehen, welches der eiserne Willen seines Vaters auf ihn gelegt hatte. — Obgleich der Verf. wesentlich Peter's Partei nimmt und dessen barbarische Handlungsweise mit der Staatsraison zu rechtfertigen sucht, wird der unbefangene Leser versucht werden, auf die Seite des unglücklichen Sohnes zu treten, dessen Hauptverbrechen darin bestand, daß er Russe war und Russe bleiben wollte und dem der Vater das feierlich gegebene Amnestie-Versprechen unter durchaus fadenscheinigen Vorwänden brach. Prof. Brückner hat zum ersten Male das gesammte über diese merkwürdige Geschichte aufgehäufte Actenmaterial für den Gebrauch deutscher Leser verarbeitet und dadurch die romantischen Nebel gelichtet, welche Immermann und zahlreiche andere Dichter von Alexis-Dramen um die Person des unglücklichen Czarensohnes gesammelt hatten. — Nach Form und Inhalt ist das Buch dem größeren Publicum bestimmt, dem die Bekanntschaft dieses merkwürdigen Capitels der Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts angelegentlich empfohlen werden kann."

(Hamburger Correspondent.)

„Der Verfasser bietet uns mit seinem Buche eine sehr ausführliche Darstellung des Conflictes zwischen Peter dem Großen und seinem Sohne Alexei. Dieselbe fußt auf einem ebenso umfangreichen als kritisch sorgsam geordneten Quellenmaterial und enthält viele neue und interessante Momente über das Thema. Sie betont namentlich neben der inneren politischen Bedeutung jenes Conflictes für das Zarenreich die internationale Seite desselben. Die Schilderungen und Berichte sind fesselnd und lehrreich. Sie beleben das Interesse des Lesers, obgleich sie in ihrer Treue zugleich ein entsetzliches Gemälde bilden von den sittlichen Zuständen und den barbarischen Gewohnheiten, die zu jener Zeit in Rußland noch gang und gebe waren."

(Nordd. Allg. Ztg.)

Carl Winter's Universitätsbuchhandlung in Heidelberg.

Max Eyth.

Wanderbuch eines Ingenieurs.

In Briefen. 5 Bände.

Inhalt: I. Band. Europa, Afrika u. Asien. — II. Band. Amerika. — III. Band. Novellen. Nebst einem Anhang von Gedichten. — IV. Band. Aus drei Welttheilen. — V. Band. Aus Nah und Fern.

8°. In 4 Bände eleg. geb. M. 26.40.

„Die deutsche Literatur ist nicht reich an Büchern, die so frisch geschrieben sind, wie Eyth's Wanderbuch. Wer eine Reise thut, der kann etwas erzählen, wer aber in der Welt soviel herumgekommen, wie Eyth, wer über eine so reiche Bildung verfügt, wie er, wer ein so gutes Auge hat, aber auch so viel Witz und Schalkheit, so viel satyrischen Humor neben inniger Gemüthstiefe, wie Eyth, der kann Vieles und Gutes erzählen, der kann anregen und belehren, unterhalten und selbst hinreißen."

(Wiener Landw. Zeitung.)

„Frischer Muth, Kraft und ein gutes Stück wahrer Lebensphilosophie strömt dem Leser aus diesen Bänden behaglich entgegen. Daneben wird eine große Menge von Thatsachen aus den verschiedensten Gegenden der Erde beigebracht, und unvermerkt lebt sich der Leser mit dem wackern Verfasser in die merkwürdigsten Verhältnisse ein und gewinnt an ihm einen zuverlässigen lieben Freund." (Gaea.)

„Das ist ein frischgeschriebenes Buch, das sicherlich jedem Leser viele Freude machen wird. Es gibt in schlichter, anspruchsloser Sprache die ganze Entwicklung eines Mannes, der bedeutend in der Welt herumgekommen ist. Die Sprache ist so direkt, ungezwungen, lebendig, daß nach der ersten Viertelstunde Lesens sich Einem die Ueberzeugung aufdrängt, der Schriftsteller müsse ein Freund von Fußtouren sein. Von Fußtouren? Und schon auf dem Titel des ersten Bandes steht Europa, Afrika, Asien, und auf dem zweiten Amerika! Und dieser Mann, der diese Welttheile durchwandert hat, sollte ein Fußreisender sein? — Nun, so ist es gerade nicht gemeint, die Weltmeere kann man bekanntlich nicht per pedes durchstreifen, und auch auf festem Land hat Herr Max Eyth die Eisenbahnen, Dampfschiffe und andere Fahrgelegenheiten reichlich benützt. Allein wenn ihn das Dampfroß in eine schöne Gegend getragen, da ist er gleich auf die Berge gestiegen, durch die Thäler gelaufen und in Höhlen herumgewandelt. Und dieses merkt man sofort seinem Buch an; aus demselben weht der Hauch einer frischen Landschaft; deßhalb ist seine Sprache unmittelbar und deßhalb sind seine Ideen so gesund und durchaus nicht von der Gedankenblässe des Studirzimmers so angekränkelt. Wenn ein Schriftsteller schon an und für sich seine Gedanken in angenehme Form kleiden kann, so ist ihm, will er ganz etwas Originelles leisten, nur zu rathen, nicht sein Gehirn, sondern seine Füße mehr anzustrengen, durch Wälder zu laufen, allen Bächen und Flüssen und interessanten Wegen nachzugehen. Streifereien durch blühende Kornfelder, auf Wiesen und Waldpfädchen, Bergsteigen, hie und da ein gesundes Bad im hellen kühlen Waldbach, — das verleiht seinen Darstellungen, ohne daß er es merkt, die schönsten Farben, und macht ihn allezeit geistesgegenwärtig, zu rascher Auffassung, schlagendem Urtheil und präziser, angenehmer Wiedergabe bereit. Das ist das köstliche Geschenk, das die Müdigkeit des Abends dem neuen Leben des Morgens macht. . . . . ."

(Der Arbeitgeber.)

Carl Winter's Universitätsbuchhandlung in Heidelberg.

Max Eyth,

Volkmar.

Historisch-romantisches Gedicht.

Dritte Ausgabe.

8°. eleg. geb. M. 4.—.

Wir wollen über dies wunderhübsche Gedicht, eine Zierde jedes Geburts- tags- und Weihnachtstisches, nur das Urtheil einer Autorität ersten Ranges, Emanuel Geibel's, registriren. Geibel schreibt über dasselbe: „Ich habe das Gedicht mit großer Freude gelesen. Die außerordentliche Frische, die wie ein erquickender Waldgeruch aus dem Ganzen mich anwehte, die Reinheit und Fülle der Empfindung, die Tüchtigkeit der Gesinnung und daneben die seltene Gabe, für den Inhalt der Stimmung die vollkommen entsprechende rhythmische Gestalt zu finden, so daß die Lieder mit der Melodie geboren scheinen, haben mir unendlich wohlgethan und mich nachhaltig gefesselt. Zwar scheint der Lyriker den Epiker noch zuweilen zuzudecken; aber dieser Lyriker ist so reich, so liebenswürdig, so durch und durch deutsch, daß wir ihm seine jugendliche Unbescheidenheit willig verzeihen. Die Form ist, wie schon angedeutet, mit eigenthümlicher Meisterschaft behandelt. Der Verfasser hat in mehr als einer Hinsicht den Beweis geliefert, daß auch in unseren realistischen Zeiten die Poesie nicht ausstirbt." (St. Petersb. Herold.)

„Diese Dichtung vereint wahre Poesie und gesunde Romantik mit jugendlicher Frische, Kraft und Natürlichkeit. Das ist keine Reflexionspoesie, sondern das Product dichterischer Unmittelbarkeit und Fülle der Anschauung. Was der Dichter schildert, ist so lebenswahr und anschaulich, daß es der Leser vor sich stehen sieht oder in der Seele nachempfindet. Ebenso gelungen ist fast durchgängig die Sprache: frisch und kräftig, dabei doch schön, edel, poetisch, nirgends aber gekünstelt oder manirirt. Die metrische Behandlung ist großentheils geradezu vortrefflich zu nennen und zeigt die bedeutende Begabung des Dichters. Schwung und Wohlklang zeichnen seine Verse aus, vor allem aber die reiche Mannigfaltigkeit und Abwechslung der Versmaße, deren Schema zum Theil eigene Erfindung des Verf. ist. Überall sind die Versmaße der wechselnden Handlung oder Stimmung angepaßt und in durchaus freier, ungezwungener Weise behandelt. Dadurch gewinnt die Dichtung ungemein an Mannigfaltigkeit und Lebendigkeit.

Meist von hervorragendem poetischen Werth sind die vielfach in die Dichtung eingeflochtenen Lieder, besonders die der ersten Abtheilung „Jugendtraum". Der Stil der Dichtung ist überhaupt ein mehr lyrischer als epischer."
(Literar. Correspondenz.)

„Es ist der alte Sang von Ludwig dem Schönen, mit dem die Liebe des Knappen Volkmar und der jungen Gräfin Sichteneck verwebt ist. Das Gedicht besteht aus einer Reihe zwangslos zusammengestellter, formenprächtiger, gewaltig ergreifender Lieder. Es umweht den Leser Waldesgrün und Harfenklingen, Becherklirren und Schwertersausen; ein Lied von alter Herrlichkeit umblüht uns und daß es in unserem Volke noch Verständniß für Romantik giebt, beweist die dritte Ausgabe, die Volkmar schon erlebt hat."
(Neue Pr. (†) Btg.)

Carl Winter's Universitätsbuchhandlung in Heidelberg.

K. B. Stark,

gr. bad. Hofrath u. o. ö. Professor an der Universität Heidelberg.

Nach dem griechischen Orient.

Reisestudien.

Nebst einer Karte der Umgegend von Troja und einer photographischen Abbildung eines athenischen Grabdenkmals.

8°. eleg. geb. M. 6.—.

„Der Heidelberger Archäolog, K. B. Stark, welcher im Sommer 1871 eine Reise nach der Levante und zwar zu wissenschaftlichen Zwecken unternahm, erzählt uns in seinem Buche seine Erlebnisse und schildert seine Beobachtungen. Wir sagen erzählt und schildert: denn das Buch ist nicht die trockene Arbeit eines Gelehrten, sondern trägt das Gepräge eines frisch unter den Eindrücken aufgezeichneten Tagebuchs . . . Über München, Wien, die Donau hinab führt ihn sein Weg nach Konstantinopel und von da nach Griechenland, wo wir an der Hand eines Kenners der alten Welt den klassischen Boden betreten, den er so interessant zu schildern weiß und dessen Ruinen er so frisch belebt. Seine Beobachtungen über die Ruinen von Troja dürften im Augenblick besonders interessiren. Nach einem längeren Aufenthalt in Athen kehrt er endlich über Italien heim"

(Ueber Land u. Meer.)

Ernst Graf zu Erbach-Erbach,

Reisebriefe aus Amerika.

8°. eleg. geb. M. 7.40.

„Die schwierige Aufgabe, den Vereinigten Staaten, um welche es sich hier vornehmlich handelt, noch einen neuen Gesichtspunkt abzugewinnen, nachdem schon so unendlich viel über dieselben geschrieben worden ist, hat der Verfasser auf eine einfache Weise oft recht glücklich gelöst; er schreibt etwas cavalièrement, ohne Anspruch auf Objektivität und auf Erschöpfung des Stoffes, aber diese rein individuelle Darstellungsweise ist im vorliegenden Falle gerade ein Vorzug. Die zum Schlusse gegebenen Schilderungen von den Antillen, namentlich Cuba, haben noch den Reiz größerer Neuheit des Stoffes."

(Aus allen Welttheilen.)

) Carl Winter's Universitätsbuchhandlung in Heidelberg. (

Friedrich Meyer von Waldeck,

Goethe's Märchendichtungen.

8°. eleg. geb. M. 6.—.

„Die Erscheinung, daß unsere Zeit sich mit besonderem Fleiße der Erklärung solcher Werke Goethe's zuwendet, an denen frühere Jahre verständnißlos, ja wohl gar geringschätzig vorübergingen, läßt sich an mehr als einer Stelle nachweisen. Die drei größeren Goethe'schen Märchendichtungen, «der neue Paris», «die neue Melusine», «das Märchen in den Erzählungen deutscher Ausgewanderter» sind besonders von diesem Schicksale betroffen worden, man hat sie viel zu wenig beachtet. Höchst erfreulich ist es, hier einem Erklärer zu begegnen, der uns mit feinem Verständnisse und in ernster, gediegener, durchaus wissenschaftlicher Arbeit die Wunderwelt dieser Goethe'schen Kleinode erschließt. Dabei ist der Verfasser in seinen Deutungen so glücklich gewesen, daß allen früheren Erklärern gegenüber sein Werk einen so entschiedenen Fortschritt aufweist, daß dieses Gebiet mit dem Werke Meyer's geradezu als abgeschlossen erscheinen muß. Jedem Verehrer unseres größten Dichters wird dieses Buch von großem Werthe sein; ganz besonders müßten es die Bibliotheken unserer höheren Lehranstalten anschaffen. Zu loben ist auch die höchst geschmackvolle und gediegene Ausstattung."

(Braunschw. Tageblatt.)

„Goethe's drei Märchen: «Der neue Paris», «Die neue Melusine» und «Das Märchen in den Unterhaltungen deutscher Ausgewanderter», gaben dem gelehrten Autor Veranlassung, darzuthun, daß diese drei Märchen der Erläuterung bedürfen, wenn sie verstanden werden wollen. Diese Erläuterungen dürfen als ganz ausgezeichnete bezeichnet werden, nach deren Aufstellung die Goethe-Literatur um ein werthvolles Opus bereichert wurde."

(Hamburger Reform.)

„Der durch verschiedene Goetheforschungen verdiente Verfasser hat in diesem Buche zu der riesig anwachsenden Goetheliteratur unserer Tage einen Beitrag geliefert, der sich wie ein Weizenkorn unter der Spreu ausnimmt. Jede phrasenhafte Verhimmelung des Dichters sorgfältig vermeidend, geht der Autor in streng sachlicher Form auf das Wesen der Goethe'schen Märchendichtung ein und versucht dann, wie uns scheint, mit dem glücklichsten Erfolge in die tiefe Symbolik der drei Dichtungen: «Der neue Paris», «die neue Melusine», und «das Märchen von der schönen Lilie» in den Unterhaltungen deutscher Ausgewanderter einzudringen und dieselben zu deuten. Die Deutungen sind durchweg so ungezwungen, daß wir der Richtigkeit derselben nur in den seltensten Fällen einen Zweifel entgegensetzen. Die Erläuterungen zum «neuen Paris» erhalten durch eine objektive Darstellung des Verhältnisses Goethe's zu seiner Vaterstadt, die sich bekanntlich erst sehr spät zu einer vollen Würdigung ihres großen Sohnes emporgeschwungen hat, einen besonderen Werth. «Der neue Paris», so schließt Meyer von Waldeck seine interessanten Untersuchungen, «wie die neue Melusine sind im höchsten Sinne symbolische Darstellungen aus der Entwicklungs-Geschichte des Dichters; die schöne Lilie enthält die Anschauung des vollendeten Meisters über die Kräfte, welche die Welt bewegen, bilden und regieren»." (Die Post.)

„Die Deutungen Meyer's von Waldeck sind so klar gegeben, wie sie mit emsiger Mühe erforscht wurden; es fügt sich das Einzelne gehörig zum Ganzen, so daß unwillkürlich der Eindruck des Überzeugenden entsteht. Anregend wirkt auf den Leser eine bedächtige und zugleich poesievoll nachschaffende Geistesarbeit; eine Schatzgräberarbeit, und der Fund ist Goethe'sches Gold."

(Thüringer Zeitung.)

Carl Winter's Universitätsbuchhandlung in Heidelberg.

Schi-king.

Das kanonische Liederbuch der Chinesen.

Aus dem Chinesischen übersetzt und erklärt von

Victor von Strauß.

gr. 8°. sehr eleg. geb. M. 20.—.

„Eine der bedeutendsten Leistungen deutscher Wissenschaft und deutscher Übersetzungskunst begrüßen wir in dem von Viktor von Strauß metrisch verdeutschten Schi-king („Das kanonische Liederbuch der Chinesen"). Der Übersetzer hat hier eine Arbeit zu Wege gebracht, welche seine Vorgänger, Rückert nicht ausgenommen, vollkommen in den Schatten stellt."
(Magazin f. d. Literatur d. Auslandes.)

„Erst durch Victor von Strauß ist uns der Garten chinesischer Poesie wahrhaft erschlossen. Sinologe ersten Ranges, hat er diese wundersamen Lieder treu, genau und in engstmöglichem Anschluß an die Form wiedergegeben; absolute Formgleichheit war aus dem einfachen Grunde nicht zu erzielen, weil die chinesische Sprache bekanntlich lauter einsilbige Wörter hat, und vier inhaltschwere Wörter im Deutschen nicht durch vier Silben sich übertragen lassen. Strauß hat deshalb für jedes chinesische Wort einen Versfuß (meist Jambus) gesetzt, Reim und Reimstellung aber genau wiedergegeben. Welche unendliche Schwierigkeiten dabei zu überwinden waren, läßt sich leicht ermessen. Aber wie sind sie überwunden! So echt chinesisch es uns aus der Form und dem Bau dieser Lieder anweht, so echt deutsch ist die Sprache. Und so chinesisch Sitte und Lebensformen, so echt menschlich ist die Empfindung; ja gar oft beim Lesen fühlt man sich zu dem Ausruf bewogen: tout comme chez nous! Wer nichts sucht als Poesie, der wird in diesem uns erschlossenen Garten der chinesischen Poesie sich mit Freuden ergehen. Aber bei der großen Rolle, die die chinesische Nationalität in Nordamerika und der Welt überhaupt zu spielen anfängt, und bei ihrer Wichtigkeit als Missionsgebiet kann es auch als eine Forderung universeller Bildung hingestellt werden, daß man den chinesischen Volksgeist aus seinen Quellen kennen lerne." (Deutsche Reichspost.)

„Ein Beitrag zu der von Goethe einmal als Desiderat bezeichneten «Allgemeinen Weltliteratur» ist soeben von einem unserer scharfsinnigsten und gelehrtesten Forscher handschriftlich vollendet und druckfertig gestellt worden..... Es fehlte unserer Literatur an einer originellen Übersetzung des Schi-king. Die Lücke ist von Strauß nun ausgefüllt worden und zwar in einer Weise, daß nach dem Urtheil des Sinologen Gabelentz in Leipzig das Werk einen höchst hervorragenden Platz in der Übersetzungsliteratur aller Zeiten und Länder einnehmen wird. Die Sammlung wie sie vorliegt enthält 306 Lieder, von denen fünf über das 12. vorchristliche Jahrhundert hinausreichen, die übrigen dem 12. Jahrhundert angehören; ihre Schlußredaction fand 483 n. Christo statt. Diese chinesischen Lieder haben nur an den Psalmen der Hebräer und der Vêda der Inder Altersgenossen, zu denen neuerdings einzelne Stücke der assyrischen Literatur hinzugetreten sind. . . . Die Eigenthümlichkeit der alten chinesischen Lieder scheint uns in unnachahmlicher Weise erhalten: Die Übersetzung ist in formeller Beziehung von hoher Vollendung." (Augsb. Allg. Ztg.)

) Carl Winter's Universitätsbuchhandlung in Heidelberg. (

Bilder ohne Rahmen.

Aus den Papieren einer Ungenannten.

Siebente Auflage.

16°. eleg. geb. mit Goldschn. M. 6.—.

„Eine ausgezeichnete Perlenschnur nicht von allen Seiten gesammelter, oder zusammengestoppelter, oder systematisch und katechismusartig zusammengereihter Gedankenspäne aus den Werkstätten der verschiedensten Geister, sondern Gedanken, die einem einzigen Gemüthe aufgegangen, aufgetaucht, aufgeblitzt sind, liegt uns in dieser Sammlung vor. Die Spenderin dieser Gedanken ist ein vom christlichen Glauben tief durchdrungenes Gemüth, dem ein besonders klarer, eindringender, sinniger Blick für das Leben und die dem Leben entwachsenden Erfahrungen eigen ist." **Hamburger Correspondent.**

„Kein Roman, sondern fragmentarische Gedanken einer poetisch gestimmten Seele, welche darin die Resultate ihrer inneren und äußeren Erfahrungen und ihrer ganzen Lebensanschauung niederlegt." **Klüpfel, Wegweiser.**

„In aphoristischer Form sind hier tiefe Gedanken und Gefühle ausgesprochen, die ein sinniger Geist ächt christlicher Lebensweisheit und innig zarten Sehnens nach Heiligung und Beglückung aller Verhältnisse durch das Christenthum durchweht. Gebildete Leser und Leserinnen werden sich durch die oft tief ernsten, oft witzigen und humoristischen, immer aber der Wahrheit dienenden Gedanken innig angesprochen fühlen und manchfach daraus lernen."

Prälat v. Kapff (im Christenboten).

„Kaum dürfte ein Gegenstand, der das Nachdenken gebildeter Frauen beschäftigt, gefunden werden, der nicht in diesem Buche eine geistvolle Beleuchtung fände." **Halle'sche Zeitung.**

„Die Verschmelzung der beiden Factoren, des Gedankens und des Gefühls, hat ein Product erzeugt, wie die deutsche Literatur ihrer nicht viele aufzuweisen hat, und dem wir nur die Aphorismensammlungen aus unsern edelsten Schriftstellern, namentlich Jean Paul, an den wir hier vielfach erinnert werden, zur Seite stellen können." **Neue Preuß. (✝) Zeitung.**

„Geistreiche, christlich feine und christlich wahre Sentenzen."

E. Koch, Gesch. des Kirchenlieds.

Carl Winter's Universitätsbuchhandlung in Heidelberg.

Sammlung von Vorträgen

für das

deutsche Volk.

Herausgegeben von

Wilh. Frommel, Professor in Heidelberg, und **Dr. Fr. Pfaff,** Professor in Erlangen.

I.—IV. Band. 8°. eleg. geb. à M. 5.—.

Inhalt.

Band I. 1: **Kraft und Stoff.** Von Prof. Dr. Friedrich Pfaff in Erlangen. (60 Pf.) – 2: **Staat und Kirche nach Anschauung der Reformatoren.** Von Prof. Dr. Heinr. Geffcken in Straßburg. (60 Pf.) – 3: **Ueber den Einfluß des Darwinismus auf unser staatliches Leben.** Von Prof. Dr. Friedr. Pfaff in Erlangen. (60 Pf.) – 4: **Die Glaubwürdigkeit der Geschichte Jesu und das Alter der neutestamentlichen Schriften.** Von Consistorialrath Dr. A. Ebrard in Erlangen. (80 Pf.) – 5: **Ueber den Werth des Lebens.** Von Prof. Dr. C. Schaarschmidt in Bonn. (60 Pf.) – 6: **Sclaverei und Christenthum in der alten Welt.** Von Prof. Dr. Th. Zahn in Erlangen. (80 Pf.) – 7: **Die Päpste der Renaissance.** Von Prof. Dr. Paul Tschackert in Halle. (60 Pf.) – 8: **Die Gottesfreunde im deutschen Mittelalter.** Von Dr. M. Rieger in Darmstadt. (80 Pf.) – 9–10: **Ein Besuch der Galápagos-Inseln.** Von Dr. Theodor Wolf, Staatsgeologe der Republik Ecuador in Guayaquil. (1 M.)

Band II. 1: **Der Atheismus.** Von Prof. Dr. C. Schaarschmidt in Bonn. (60 Pf.) – 2: **Bilder aus dem Sevennenkrieg.** Von Consistorialrath Dr. A. Ebrard in Erlangen. (80 Pf.) – 3: **Die Anfänge des Christenthums in der Stadt Rom.** Von Lic. theol. K. Schmidt in Erlangen. (60 Pf.) – 4: **Die romantische Schule in Deutschland und in Frankreich.** Von Prof. Dr. Stephan Born in Basel. (60 Pf.) – 5–8: **Das Protoplasma als Träger der pflanzlichen und thierischen Lebensverrichtungen.** I/II. Vortrag: Die organische Zelle. Die Bildung der organischen Gewebe. III. Vortrag: Der Lebensträger. Von Prof. Dr. J. v. Hanstein in Bonn. (3 M.) – 9: **Der Thurmbau zu Babel.** Von Divisionspfarrer W. Hähnelt in Berlin. (60 Pf.) – 10: **Ueber die Nachahmung von Naturstimmen in der deutschen Poesie.** Von Dr. L. Jacoby in Triest. (60 Pf.)

Band III. 1: **Die Gefahren der See und die Rettung Schiffbrüchiger.** Von Contreadmiral a. D. R. Werner in Wiesbaden. (80 Pf.) – 2: **Die Entstehung des Christustypus in der abendländischen Kunst.** Von Prof. A. Hauck in Erlangen. (60 Pf.) – 3: **Goethe's Stellung zur deutschen Nation.** Von Prof. Dr. Arnold Schaefer in Bonn. (60 Pf.) – 4: **Tod und Ewigkeit in den Liedern der Kirche.** Von Pfarrer G. Schlosser in Frankfurt a. M. (80 Pf.) – 5: **Darwin's Großvater, als Arzt, Dichter und Naturphilosoph.** Von Prof. Dr. O. Böckler in Greifswald. (80 Pf.) – 6: **Der römische Bischof im vierten Jahrhundert.** Von Lic. theol. Karl Hackenschmidt in Jägerthal (Elsaß). (60 Pf.) – 7: **Schmerz und Weltschmerz.** Von Dr. Alfred Bienengräber in Zwickau. (60 Pf.) – 8: **Ueber gesundes und ungesundes Aussehen.** Von Sanitätsrath Dr. P. Niemeyer in Berlin. (60 Pf.) – 9: **Die Südseeinseln und der deutsche Südseehandel.** Von Prof. Alfred Kirchhoff in Halle. (80 Pf.) – 10: **Die Börse und die Börsensteuer.** Von Dr. Fr. Perrot in Frankfurt a. M. (60 Pf.)

Carl Winter's Universitätsbuchhandlung in Heidelberg.

Sammlung von Vorträgen für das deutsche Volk.

Herausgegeben von **Wilh. Frommel** und **Dr. Fr. Pfaff.**

Band IV. 1: **Christenthum und bildende Kunst.** Von Prof. W. Frommel in Heidelberg. (80 Pf.) – 2–4: **Siebenbürgen.** Reisebeobachtungen und Studien. Von Prof. G. vom Rath in Bonn. (2 M.) – 5: **Blücher.** Ein Charakterbild. Von Prof. Dr. Theodor Schott in Stuttgart. (60 Pf.) – 6: **Ueber die modernen Alpenreisen.** Von Prof. Dr. G. Claß in Erlangen. (60 Pf.) – 7: **Jeremia und seine Zeit.** Von Lic. theol. C. H. Cornill in Marburg. (80 Pf.) – 8: **Stille Erdwinkel.** Reisebilder aus Italien. Von Pfarrer Dr. Rudolph Pfleiderer in Essingen. (80 Pf.) — 9: **Herr Petter Dass.** Ein norwegisches Literaturbild aus dem 17. Jahrhundert. Von Oberlandesgerichtsrath L. Passarge in Königsberg. (80 Pf.) – 10: **Die Sonntagsruhe vom hygieinischen Standpunkt.** Von Sanitätsrath Dr. P. Niemeyer in Berlin. (60 Pf.)

„Durchaus zeitgemäß war das von der Carl Winter'schen Universitätsbuchhandlung mit Energie ins Leben gerufene Unternehmen, diejenigen deutschen Gelehrten und Schriftsteller, welche durch einzelne Vorträge die christliche Weltanschauung auf den verschiedensten Gebieten vertreten, auch in weiteren Kreisen zum Wort kommen zu lassen. Denn hier gilt es, dem Unglauben, welcher mit ebensoviel Selbstbewußtsein als Routine die Infallibilität seiner Ansichten dem gebildeten Publikum anzupreisen und aufzudrängen sucht, die Alleinherrschaft streitig zu machen. Wir können daher das Unternehmen nur von Neuem mit Freuden begrüßen und ihm den besten Fortgang wünschen." (Deutsche Reichspost.)

„Von den meisten ähnlichen Sammlungen unterscheidet die vorliegende sich durch den großen Vorzug, daß sie Themata behandelt, welche dauernden Werth haben und sich als Arbeiten competenter Autoren darstellen, zu denen man nicht allein immer wieder gern zurückkehrt, sondern die theilweise sogar Quellen zu tieferem Studium sein können. Und nicht leicht wird es vorkommen können, daß irgend Jemand nicht etwas fände, was ihn besonders anspräche, denn die Auswahl der Themen ist mannigfaltig, und mit besonderem Geschicke sind die Bedürfnisse, die Liebhabereien gerade der Gegenwart berücksichtigt." (Braunschw. Tageblatt.)

„Wer die Namen der Verfasser kennt, weiß, daß er Autoritäten vor sich hat, und daß jede den ihr zugehörenden Stoff in Bearbeitung genommen hat. Daß überall die neuesten Forschungen der Wissenschaft in Betracht gezogen sind, darf man bei diesen Verfassern ohne weiteres voraussetzen. Schlägt man nun die schön ausgestatteten Hefte auf, so fesselt augenblicklich der interessanteste Inhalt in lichtvollster Darstellung. Wir begrüßen daher dieses Unternehmen mit aufrichtiger Freude als eine vortreffliche Hilfstruppe im Kampfe wider die grundstürzenden Irrthümer der Zeit. Man begnüge sich aber nicht damit, selbst diese anziehenden Vorträge zu genießen, – wer die Mittel dazu hat, kaufe sie in größerer Anzahl und verschenke sie in weitere Kreise, sie werden manchen Segen stiften." (Quellwasser.)

„Vor der Menge solcher Sammlungen hat die vorliegende Zusammenstellung insofern einen eigenthümlichen und wohlberechtigten Vorzug, als die Herausgabe in einem einheitlichen Geiste geleitet ist. Sämmtliche von tüchtigen Sachmännern gelieferte Arbeiten wollen den nivellirenden, auflösenden Tendenzen, welche so drohend die Gegenwart bedrängen, durch einfache, kräftige, gesunde Nahrung entgegenwirken. Aus aller Verirrung und Verwirrung soll die Erkenntniß der umgebenden Welt durch Wahrheit und Klarheit gefördert, die Ueberzeugung bestärkt werden, daß Religiosität und Cultur sich gegenseitig bedingen." (Frankf. Oderzeitung.)

„In diesen Bänden liegt uns eine reiche Fülle interessanter Vorträge über Gegenstände aus den verschiedensten Disciplinen vor. Die Herausgeber haben, was die Stoffe und die Bearbeiter betrifft, eine glückliche Wahl getroffen." (Karlsr. Zeitung.)

Carl Winter's Universitätsbuchhandlung in Heidelberg.

Rudolph Bernhard von Walther,

Hans Landtschadt von Staynach.

Ein Culturbild aus der Reformationszeit.

Rhumlich, Christlich auch tröstlich ist,
Daß man zu keiner Zeit vergißt
Der alten, lieben Vorfahrn,
Die vor uns in dem Leben warn. –

Grabschrift des Ritters Hans II. Landtschadt von Staynach in der Kirche von Neckarsteinach.

8°. eleg. geb. M. 7.—.

„Das vorliegende Buch bietet in manchfachster Weise den verschiedenartigsten Leserkreisen Interessantes. Nicht nur der Schauplatz, auf dem im Wesentlichen die Geschichte des Romanes sich abspielt, Neckarsteinach mit seinen alten Burgen und Heidelberg mit seinem Schlosse und seinem Leben droben und unten in der Stadt, nicht nur der Ort ist's, der uns von vornherein das Buch anziehend macht, sondern auch die Zeit, die geschildert wird." (Mannh. Zeitung.)

„In poetischer Verklärung schildert der Verfasser das Leben des Ritters Hans Landtschadt von Staynach auf dem dunklen Grunde des Bauernkrieges. Ritter Hans ist der Repräsentant des Adels, der seine Zeit begreifend nicht hinter ihr zurückbleibt, sondern gerade zum Vorkämpfer dessen wird, was sie Segensreiches erstrebt, dabei aber fest an der Treue der alten Zeit hält." (Neue Preuß. [†] Zeitung.)

„Ein Culturbild aus der Reformationszeit, das der Verfasser mit glücklicher Erzählungs- und Schilderungsgabe vor uns ausbreitet." (Schles. Presse.)

„Die Schilderung des Hofes in Heidelberg, wie der damaligen Stadt und Universität, ist ein sehr lebendiges und anschauliches Gemälde, für welches der Verfasser geschickt alle in den verschiedenartigsten Quellen überlieferten Züge benutzt hat." (Gegenwart.)

„Welch' ausgeprägte Gestalt ist z. B. außer der des Helden Hans Landtschadt die des freien Bauers, des Alten vom Lindenbacher Hofe; wie heben sich die Gestalten der Landgräfin Elisabeth und der Elisabeth von Fleckenstein gegenüber der stolzen Spanierin hervor, welche den so frisch gezeichneten Hofnarren Junker Tobias in's Elend stürzt! Es war ein glücklicher Gedanke, in den die erforschten Quellen anführenden «Anmerkungen» auf die sicheren geschichtlichen Thatsachen hinzuweisen, welche im Romane selbst mit poetischer Licenz behandelt sind. Die gewaltigen Zeitströmungen bei Beginn des 16. Jahrhunderts, die örtlichen Verhältnisse, die einzelnen Persönlichkeiten sind so plastisch geschildert (man denke an die Zeichnung der Anführer des Bauernkrieges, an die Beschreibung des Vorgangs, bei welchem auf dem Heidelberger Marktplatz der letzte Herr von Handschuchsheim sein Leben verlor, an den Juden Isaak, an den fahrenden Schüler etc.), daß sie lebendig vor uns zu stehen scheinen." (Heidelb. Ztg.)

„Es ist ein buntes, lebendiges, höchst interessantes Culturbild jenes bewegten großen Zeitalters, was sich hier vor uns ausbreitet, und dem Verfasser ist es auch gelungen, die auftretenden Personen mit so viel psychologischer Wahrheit zu schildern und so individuell zu beseelen, daß wir bei der Lectüre des Buches nicht nur ein Stück geschichtlicher Wirklichkeit an uns vorübergehen sehen, sondern auch eine echt poetische Erhebung und Befriedigung erfahren." (Bonn. Zeitung.)

Carl Winter's Universitätsbuchhandlung in Heidelberg.

Clemens Brentano,

Chronika eines fahrenden Schülers.

Fortgesetzt und vollendet von

A. von der Elbe.

Zweite Auflage. 8°. brosch. M. 4.—, eleg. geb. M. 5.—.

„Es ist eine frische, reine, kerngesunde Schöpfung, die uns hier entgegentritt, unter den vielen schönen Gaben der romantischen Schule vielleicht die schönste und beste, voll wahrer Religiosität, eine Erzählung für das christliche Volk, für Alt und Jung gleich anziehend, die in jeder Familie sich Freunde verschaffen wird und die wir deshalb unter jeden Weihnachtstisch gelegt wissen und dazu auch empfehlen möchten." (Südd. Landpost.)

„Es ist bedauerlich, daß gerade das anmuthigste und harmonievollste Werk des Romantikers ein Fragment geblieben ist und deshalb um so dankenswerther, daß sich ein begabter und geschichtskundiger Schriftsteller gefunden, der den reizenden kulturhistorischen Roman fortgesetzt hat. Wir dürfen dem Fortsetzer unumwunden das Lob zollen, daß ihm dies völlig im Geiste des Dichters gelungen ist. Wer das Brentano'sche Fragment nicht zum Vergleiche in die Hand nimmt, wird nicht im Stande sein, die Nähte zu erkennen, durch welche die neue Fortsetzung mit dem alten Anfang angeknüpft ist. A. v. d. Elbe verfügt nicht nur über einen großen Schatz kulturgeschichtlicher Kenntnisse, die ihn befähigten, für ein vollkommen treues Zeit- und Lokal-Kolorit zu sorgen, ihm steht auch eine reiche dichterische Phantasie zur Seite, welche den Lebensweg des fahrenden Schülers mit ebenso schönen wie seltsamen Blumen ausgestattet hat. Unter den neueren kulturhistorischen Romanen ist die «Chronika des fahrenden Schülers», wie sie uns heute vorliegt, vielleicht das würdigste Seitenstück zu dem viel bewunderten Muster dieser Gattung, Scheffels «Ekkehard»." (Die Post.)

„Es tritt uns in diesem Buche eine Meisterschaft im Fabuliren, eine seltene Innigkeit und Sinnigkeit entgegen, dabei ein frisches warmes Gottvertrauen, eine dankbare Freude an allem Guten, und der feste Glaube, daß Alles im Kleinen, wie im Großen, langsam, still, stetig aber siegreich einem herrlichen Ende zugeführt wird. So will ich dieses Buch in unserer dem Unglauben und dem Pessimismus halb verfallenen Zeit namentlich der reiferen Jugend, aber auch allen anderen kranken und gesunden Freunden oder Mägdlein, aufs wärmste empfohlen und zugleich gesagt haben, daß wenn auch ein Kritiker, ein Mann vom Fach, zur Beurtheilung dieser Ergänzung eines Torso die schärfste Feder ansetzen würde, er schließlich die Feder weglegen und mit dem Lorbeerkranz vertauschen müßte."

(Deutsche Reichs-Post.)

Carl Winter's Universitätsbuchhandlung in Heidelberg.

Elisabeth von Tecklenburg,

Schloß Walderode.

Eine Erzählung nach dem Leben.

8°. eleg. geb. M. 3.80.

„Ein liebliches, feinsinniges Bild in schlichtem Rahmen steht hier vor uns – ein Lebens- und Charakterbild aus dem höhern Adelskreise Deutschlands. Mit Genugthuung verfolgen wir das Werden und Wachsen eines «ganzen», tüchtigen Charakters, einer Frauengestalt, die Gott durch mannigfache, freudige und ernste Führungen zu seinem Kinde macht. Sie, die jugendliche, schöne Kurländerin, bildet so ziemlich den Mittelpunkt der anmuthigen Erzählung und wohl auch ihre gelungenste Figur. Um sie gruppiren sich, bald am poesievollen Genfersee, bald ferne in der Ostseeprovinz, bald endlich auf dem Hauptschauplatze der Geschichte, dem romantischen Harze, die übrigen Personen, zum Theil feine Charakterköpfe.

Mit einer Frage endet das Büchlein – möchte jeder Leser, deren wir ihm recht viele wünschen, selbst die richtige Antwort darauf finden für sein eigenes Leben!" (St. Galler Blätter.)

„Es ist eine zart und sinnig geschriebene Erzählung, der man das Gemüth der Frau und das Durchdrungensein der Verfasserin von echt christlichem Geiste in jeder Zeile anmerkt. Das Motto des Buchs: «Wahrlich ich sage euch: Wer nicht das Reich Gottes nimmt als ein Kind, der wird nicht hineinkommen», Luc. 18,17, ist an den lebenswarmen Charakteren mit psychologischer Feinheit und liebevoller Herzensinnigkeit durchgeführt. Der Totaleindruck der Erzählung läßt uns die Überzeugung zurück: Dieselbe ist aus dem Leben herausgeschrieben, sie ist aus dem reinen Drange, dem Herrn zu dienen, hervorgegangen. – So möge dies Buch denn auch ins Leben hineindringen und helfen das Leben aus Gott wecken und kräftigen, das wahre Leben der Kinder Gottes, welches in demüthiger Liebe thätig ist." (Deutsche Reichs-Post.)

„An der Lebensgeschichte einer gräflichen Familie zeigt die Verfasserin, wie durch gnadenreiche Führung des Herrn Herzen, welche Gott entfremdet waren und in der Irre gingen, das wahre Heil in Christo und den Weg zum Leben gefunden haben. Die höchst spannend und in edler Sprache gehaltene Erzählung enthält nur wirklich Erlebtes. Diejenigen, welche auch in den zur Unterhaltung dienenden Schriften Stärkung des Glaubens suchen, finden in dem Büchlein reiche Nahrung. Es weht in demselben ein echt christlicher Geist und von lebendigem Glauben gibt es herrliches Zeugniß. Wir können daher dasselbe den geehrten Lesern des «Reichsboten» mit gutem Gewissen empfehlen. Durch Kauf des Büchleins wird zugleich zur Förderung eines wichtigen Werkes mitgeholfen, da ein Theil des Reinertrags zur Evangelisation Spaniens verwendet werden soll." (Reichsbote.)

„Ob in sonniger Stille die Tage auf dem schönen Schlosse des Harzes, am dunkelblauen Leman und an der fernen Ostsee verfließen, oder ob Sturm und Wolken sie verdüstern – immer wird der Leser sein Interesse für die feinsinnige, aber ungesuchte Erzählung bewahren. «Einen schlichten Wanderer» nennt der Vorredner das Buch – möge es denn als solcher einen freudigen Weg vor sich haben und willkommenen Eingang finden in die Häuser und Herzen!" (Appenzeller Tagblatt.)

Carl Winter's Universitätsbuchhandlung in Heidelberg.

Dr. Emil Freyburger,

Novellen aus dem Seelenleben.

16°. eleg. geb. M. 2.80.

Inhalt: Agnes, die Prinzessin. – Anton, der Musikus. – Das arme Weib am Gartenhag. – Andres, der Hirtenbub. – Ferdinand und Mathilde. – Ein Grab.

„Reizend leichte, innige, tief bewegende Schilderungen von Natur und Menschenleben mit dem einfachsten Material." (Volksbl. f. Stadt u. Land.)

Dr. Emil Freyburger,

Maler Bertram an den Quellen von Eaux-Bonnes.

Ein Lebensbild.

8°. eleg. geb. M. 2.50.

„Das Buch ist so vielseitig, so fesselnd eigenartig, daß wir nur sagen können: Nimm und lies!" (Appenzeller Sonntagsblatt.)

Nathanael Traugott.

Eine Pfarrersgeschichte mit Pfarrwahl-Illustrationen

von einer

Badischen Pfarrfrau.

8°. eleg. geb. M. 3.20.

„Eine frisch geschriebene Erzählung. Die Verfasserin will in dieser Geschichte nicht nur die Lichtseiten des Pfarrlebens hervorheben, sondern auch dessen schwere Nothlage klar vor Augen stellen."

(Hannov. Sonntagsblatt.)

Albrecht Thoma,

Saulus.

Drama in fünf Akten.

Mit einem Titelbild nach Raphael.

8°. eleg. geb. M. 4.40.

„Glänzende Diktion, tiefe Empfindung, gute dramatische Anlage zeichnen das hübsche Werk vor zeitgenössischen Arbeiten derart aus."

(Südd. ev. prot. Wochenblatt.)

Carl Winter's Universitätsbuchhandlung in Heidelberg.

Luise von Plönnies.

David.

Ein biblisches Drama in fünf Aufzügen.

8°. eleg. geb. M. 3.60.

Maria Magdalena.

Ein geistliches Drama.

8°. eleg. geb. M. 3.—.

Sagen und Legenden

nebst

einem Anhang vermischter Gedichte.

8°. eleg. geb. M. 4.—.

„In keiner Periode hat unsere Literatur so viel dichtende Frauen aufzuweisen, wie in der unsrigen. Luise von Plönnies nimmt unter ihnen einen ehrenvollen Platz ein sowohl durch ihre poetische Fruchtbarkeit und Mannigfaltigkeit, als auch durch ihre tiefsinnige Auffassung, ihre ungekünstelte und doch einnehmende Darstellung und die Reinheit und Leichtigkeit ihrer Sprache und des Versbaues . . ." (Allg. Lit. Ztg.)

Carl Winter's Universitätsbuchhandlung in Heidelberg.

Albert Knapp,

weil. Stadtpfarrer zu St. Leonhard in Stuttgart,

Leben von

Ludwig Hofacker,

weil. Pfarrer zu Rielingshausen,

mit

einer Auswahl aus seinen Briefen.

Vierte durchgesehene Auflage.

8°. eleg. geb. m. Goldschn. M. 3.60.

Wie die Predigtsammlung Hofacker's, so hat auch die vorliegende Biographie aus der Feder seines Freundes, des bekannten Liederdichters Albert Knapp, weite Verbreitung gefunden und viel Segen gewirkt.

Karl Friedrich Ledderhose,

Leben und Schriften des

M. Johann Friedrich Flattich.

weil. Pfarrers in Münchingen.

5. Aufl. mit dem Schattenriß, Facsimile und Wohnhause Flattich's.

Mit Anhang von Ehmann.

8°. eleg. geb. M. 6.—.

„Es gibt wenige Bücher, die man unbedingt empfehlen, und von denen man sagen darf: sie sollten von Rechtswegen in jedem Hause sein. «Flattich's Leben» gehört zu diesen wenigen. Eine solche Schrift ist noch in einem andern als literarischen Sinne ein gutes Werk." (Evang. Schulblatt.)

Karl Friedrich Ledderhose,

Friedr. Wilhelm, der große Kurfürst v. Brandenburg.

Für das deutsche Volk dargestellt.

Mit 4 Holzschnitten und dem Facsimile des großen Kurfürsten.

8°. eleg. geb. M. 3.—.

„Wir können dieses Buch ein erfreuliches Zeichen der Zeit nennen und wünschen darum dringend, daß dasselbe recht viele Leser finden möge. — Der Verfasser hat die neuesten den großen Kurfürsten betreffenden Forschungen und Darstellungen benutzt und sich überall einer edlen und durchsichtigen Darstellung befleißigt, so daß auch der wissenschaftlich Gebildete das Buch mit großem Genuß und Vergnügen lesen wird."

(Neue preuß. [†] Zeitung).

Carl Winter's Universitätsbuchhandlung in Heidelberg.

J. H. Macduff, Rvd.,

Der Gnadenstuhl.

Aus dem Englischen.

16°. fein geb. m. Goldschn. M. 4.—.

„Das Büchlein, von edler Hand allen denen, welche beten können und wollen, dargeboten, wird sicher Vielen Erquickung und tiefe Anregung bringen und in stillen Stunden zu wahrer Erbauung dienen."

(Neue preuß. [†] Zeitung.)

Fritz von Mutterstadt,

Der Herr, leidend und verklärt.

Ein biblisches Epos.

16°. eleg. geb. m. Goldschn. M. 6.—.

„In schöner poetischer Form stellt der Verfasser die Geschichte des Leidens, der Auferstehung und der Himmelfahrt des Herrn dar."

(Reichsbote.)

Karl Wilhelmi,

Pfarrer,

Trost und Rath für Leidende und Betrübte

in

auserwählten geistlichen Liedern alter und neuer Zeit.

16°. fein geb. m. Goldschn. M. 3.60.

„Eine gar köstliche Sammlung von Liedern, die besonders geeignet sind, in der Stille, unter dem Kreuze, und in der Anfechtung Trost und Frieden in das Herz zu singen, und den Glauben zu stärken, dem die Überwinderkrone verheißen ist. Welchen Schatz haben wir doch in den geistlichen Liedern und wie dankenswerth ist doch jede Arbeit, welche diesen Schatz allgemeiner zugänglich macht! Vielleicht dankt es uns mancher Leser, auf dieses Buch hingewiesen zu haben, welches auch in dunkle Kammern Weihnachtslicht bringen kann." **(Kirchl. Wochenblatt.)**

Carl Winter's Universitätsbuchhandlung in Heidelberg.

Max Frommel,

General-Superintendent in Celle,

Pilgerpredigten.

gr. 8°. eleg. geb. M. 4.—.

Inhalt: Es ist Sabbath worden. Halleluja! — Der Geist der Welt und der Geist Gottes. — Die Zeit der Welt und die Zeiten Gottes. — Die Reulosigkeit der Welt und die Reue Gottes. — Das Gericht über die Welt und die Gnade Gottes. — Der Pilgrim Gottes. — Moses am Scheidewege seines Lebens. — Die Mission des Volkes Gottes. — Davids großer Bußtag. — Das freudige Bekenntniß im Hause Gottes. — Die erste Diakonissin und der erste Verein für Diakonie. — Glauben und Bekennen. — Gewogen, gewogen und zu leicht erfunden. — Die göttliche Reformation der Menschheit. — Das heilige Gleichgewicht der Seele. — Die Weihe des Lebens.

Zeitpredigten.

gr. 8°. eleg. geb. M. 3.20.

Inhalt: Die größte Frage an die Menschheit: Wie dünkt euch um Christo? Wider Dr. Schenkel. — Was ist Wahrheit? — Die sittliche Entscheidung gegenüber dem Wort der Wahrheit. — Das Wort vom Kreuz. — Jesus lebt. — Unser Ja und unser Nein. — Gott mit uns. — Land, Land, Land höre des Herrn Wort. — Schaue die Güte und den Ernst Gottes. — Die große Freude für alles Volk. — Wehe der prächtigen Krone der Trunkenen. — Die großen Grundsätze der göttlichen Politik. — Eng und weit. — Die Zeichen der Zeit. — Unser Leben im Lichte der Ewigkeit.

„Die vorliegenden Predigten sind von einem Manne gehalten, der die bewegenden Kräfte der Zeit mehr als Andere begriffen hat, dem es aber auch von Gott gegeben ist, mitten in der Zeit stehend, aus der Ewigkeit herauszureden und mit dem Lichte des Wortes Gottes die Gegenwart zu beleuchten. Sie sind aus tiefer Seelen- und Lebens-Erfahrung heraus geboren und zeichnen sich aus durch Reichthum und Klarheit der Gedanken und durch eine edle, erhabene Sprache, die von aller Phrase sich fern hält."

(Stader Sonntagsblatt.)

„Es werden uns hier von Geist und Leben aus Gottes Wort sprudelnde Predigten dargeboten, die Altes und Neues in reichster Fülle bieten und große, helle Schlaglichter auf unsere Zeit und ihre Zeichen werfen."

(Reichsbote.)

„Frommel's Predigten zeichnen sich aus durch christlichen Ernst, der es mit dem Christenthum nicht leicht meint, und durch geistvolle Auffassung des Schrifttextes." **(Süddeutsche Reichspost.)**

Carl Winter's Universitätsbuchhandlung in Heidelberg.

Dr. Ludwig Schoeberlein,

Abt, Consistorialrath u. o. Professor in Göttingen,

Die Geheimnisse des Glaubens.

gr. 8°. eleg. geb. M. 10.—.

Inhalt: 1. Das Wesen und die Gewißheit des Glaubens. — 2. Die heilige Dreieinigkeit Gottes. — 3. Die Einheit von Gott und Mensch in Jesu Christo. — 4. Die Versöhnung. — 5. Das Wunder. — 6. Das heilige Abendmahl. — 7. Zeit und Ewigkeit. — 8. Himmel und Erde. — 9. Das Wesen der geistlichen Natur und Leiblichkeit. — 10. Das Christenthum, die Wahrheit und Vollendung des Menschlichen.

„Mit Freuden nehmen wir ein Buch wie das obige zur Hand in unserer Zeit, in welcher überhaupt die Theologie nicht viel Neues hervorbringt und das Meiste Vertheidigungsschriften des christlichen Glaubens gegen den Unglauben sind. Mit Genuß folgen wir der ruhigen Sprache, die uns mitten in den Kämpfen der Gegenwart wie ein stiller Friedensbote anweht, und mit viel Gewinn versenken wir uns in den tiefen Inhalt des Buchs, der die wichtigsten Fragen der Glaubenslehre in gut verständlicher Rede behandelt." **(Christenbote.)**

Zeit und Ewigkeit. — Himmel und Erde.

16°. eleg. geb. M. 1.80.

„Für stille Stunden, zumal in der Weihnachtszeit, wo sich der Himmel über der Erde aufthut und die Ewigkeit sich in die Zeit hineinsenkt, wird das Büchlein Manchem wie ein langer tiefer Blick in den klaren Sternenhimmel sein." **(Sonntagsblatt.)**

Soeben ist erschienen:

Das Princip und System der Dogmatik.

Einleitung in die christliche Glaubenslehre.

gr. 8°. eleg. geb. M. 18.—.

Bereits Tholuck rühmte von der als Entwurf gedruckten Schrift «Die Grundlehren des Heils», daß der Verfasser darin die getrennten Fäden verbunden und die verschiedenartigsten Gesichtspunkte in der Tiefe zu einem Ganzen vereinigt habe und wünschte dringend eine vollendetere Bearbeitung. Dieser Aufforderung ist der Verfasser nach vieljähriger innerer Durcharbeitung aller in Betracht kommenden Punkte jetzt in obigem Buche nachgekommen. Der darin eingenommene Standpunkt ist ebenso central wie universell. Für den herrschenden Kampf der Partheien hat das sowohl streng wissenschaftlich gehaltene wie auch gemeinverständlich geschriebene Buch eine irenische Bedeutung.

Carl Winter's Universitätsbuchhandlung in Heidelberg.

Soeben sind erschienen:

Victor von Strauß,

Lebensführungen.

Novellen.

Zwei Bände. 8°. eleg. geb. M. 10.—.

Inhalt:

I. Das Geheimniß. — Die Champagnerkiste. — Italische Novelle. — Verhängnißvolle Täuschung.
II. Eine Ehe. — Geschichte eines Knaben. — Das weiße Kind.

Nach längerer Pause beschenkt uns der reich begabte Verfasser wieder mit einigen Novellen, die bei seinen zahlreichen Freunden lebhaften Beifall finden werden. Wenige der heutigen Novellisten erreichen sein Erzählertalent.

A. von der Elbe,

Die Brüder Meienburg.

Eine Erzählung aus der Franzosenzeit.

Nach Familienpapieren.

Zwei Bände. 8°. eleg. geb. M. 10.—.

Die Vollenderin von «Brentano's Chronika eines fahrenden Schülers» (soeben in 2. Aufl. erschienen!) bietet nach im eigenen Besitz befindlichen Papieren in lebenswahren und warmen Schilderungen die wechselvolle Geschichte zweier Brüder im damaligen Königreich Westfalen, Wahrheit und Dichtung im vollen Sinne des Wortes. Die auftretenden Personen haben alle gelebt und gewirkt und das merkt man ihnen an. Namentlich in Hannover, Bremen, Hamburg und Umgegend, wo die Geschichte spielt, wird man die Familien erkennen und die Naturwahrheit der Erzählung wie die Kunst der Verfasserin, Menschen und Ereignisse künstlerisch zu gruppiren, bewundern.

Carl Winter's Universitätsbuchhandlung in Heidelberg.

In Vorbereitung:

Sammlung von Vorträgen

für

das deutsche Volk.

Herausgegeben

von

Wilhelm Frommel und **Friedrich Pfaff.**

V. u. VI. Band.

Die Vorträge erscheinen in Heften, deren zehn einen Band bilden.

Man abonnirt auf einen Band zum Preis von nur 4 Mk. Einbanddecken mit Goldtitel kosten für jeden Band 50 Pf. Der Preis eines in Leinwand elegant gebundenen Bandes ist 5 Mark.

Die Vorträge werden zu erhöhtem Preis auch einzeln verkauft.

Demnächst werden erscheinen (die Reihenfolge ist noch nicht bestimmt):

Gott und die Naturgesetze. Von Professor Dr. Friedr. Pfaff in Erlangen.

Karl Mez, der Vater der Arbeiter. Ein deutsches Fabrikantenleben der Gegenwart. Von Dr. Robert König in Leipzig.

Über den Unterstützungswohnsitz. Von Regierungsrath Aug. Luthardt in Augsburg.

Vittoria Colonna, die Freundin Michelangelo's. Von Prof. A. Hauck in Erlangen.

Dante's Leben und seine göttliche Komödie. Von Dr. M. Rieger in Darmstadt.

Irland und Sicilien, vergleichende Reiseeindrücke. Von Prof. Dr. A. von Lasaulx in Kiel.

Elisabeth Charlotte (Liselotte), Herzogin von Orleans. Eine deutsche Prinzessin am französischen Hofe. Von Prof. Dr. Theodor Schott in Stuttgart.

Über Farbenblindheit. Von Hofrath Prof. Dr. Otto Becker in Heidelberg.

Carl Winter's Universitätsbuchhandlung in Heidelberg.

Soeben ist erschienen:

Dr. Friedrich Pfaff,

o. Professor an der Kgl. Universität in Erlangen.

Schöpfungsgeschichte

mit besonderer Berücksichtigung des

biblischen Schöpfungsberichtes.

Dritte Ausgabe.

Mit zahlreichen Holzschnitten und einem Kärtchen.

gr. 8°. geb. M. 13.20.

«Wir halten dies höchst lehrreiche Gemälde der Erdgeschichte für eines der besten, die wir gegenwärtig besitzen.» **(Die Natur.)**

«In dieser neuen beträchtlich bereicherten und dem augenblicklichen Stande der naturwissenschaftlichen Forschung angepaßten Gestalt beansprucht das Werk einen Ehrenplatz unter den antimaterialistischen Schriften der Gegenwart.» **(Beweis des Glaubens.)**

«Eine That mannfesten Freimuths ist Pfaff's Schöpfungsgeschichte.» **(Allg. ev.-luth. Kirchenzeitung.)**

«Dies Werk nimmt in der Fluth von Schriften, welche der Darwinismus hervorgerufen, eine ganz eigenthümliche Stellung ein, weil ein wissenschaftlich sehr berufener Mann es nicht allein unternimmt gegen die Theorien Darwin's tapfer die Lanze der Forschung einzulegen und den Hebel der Thatsachen in Anwendung zu bringen, sondern auch bestrebt ist, die Schöpfungsgeschichte der Wissenschaft mit der biblischen Darstellung in Einklang zu bringen, ein Bemühen, dessen Ausführung in dem ausführlichen Buch selbst für diejenigen interessant sein wird, welche die Ansichten Pfaff's nicht theilen.» **(Ueber Land und Meer.)**

«Ein sehr empfehlenswerthes Buch. Es beherrscht seinen Gegenstand mit der Ruhe eines gründlich gebildeten Gelehrten und bewegt sich dabei doch mit feinem Takt und ansprechender Leichtigkeit selbst durch die schwierigsten Klippen hindurch. — Der Verf. legt überall eine eben so große Belesenheit in der seinen Gegenstand betreffenden Literatur, als eine meisterhafte Geschicklichkeit an den Tag, die eingesammelten gesunden Lesefrüchte populär zu behandeln.» **(Blätter für literar. Unterhaltung.)**

«Dieses Buch ist auch in wissenschaftlicher Beziehung eine sehr beachtenswerthe Erscheinung, der Verf. ist bei aller conciliatorischen Milde ein sehr scharfer und klarer Kopf, der die verwickeltsten Lehren mit großer Präcision darzustellen weiß, und auch die klare lichtvolle Sprache, sowie die schöne sittliche Wärme, die das Ganze erfüllt, verdient die lebhafteste Anerkennung. **(Prutz, deutsches Museum.)**

Carl Winter's Universitätsbuchhandlung in Heidelberg.

Soeben sind erschienen:

Die

Historisch-politischen Volkslieder

des dreißigjährigen Kriegs.

Aus fliegenden Blättern, sonstigen Druckwerken und handschriftlichen Quellen gesammelt und nebst den Singweisen zusammengestellt

von

Franz Wilhelm Freiherrn von Ditfurth.

Herausgegeben

von

Karl Bartsch,

Geh. Hofrath, Professor u. derzeit Prorektor der Universität Heidelberg.

gr. 8°. eleg. geb. M. 15.—.

Die letzte und wohl bedeutendste Arbeit des bekannten Sammlers! Ein ganzes Stück Kulturgeschichte entwickelt sich in diesem Buch vor unsern Augen. Hr. Geh. Hofrath Bartsch hat nach dem Tode des Verfassers die Herausgabe übernommen.

Hermann Koechly,

Akademische Vorträge und Reden.

Neue Folge.

Herausgegeben von **Karl Bartsch.**

gr. 8°. geb. M. 7.—.

Inhalt: I. Cäsar und die Gallier. II. Über den Hippolytos des Euripides, mit Bezugnahme auf die Phädra des Racine. III. Die Iliaslieder. IV. Über die griechischen Mondmythen. V. Über Demosthenes. 1–6. Vortrag.

☞ Die Herausgabe dieser Sammlung seiner Vorträge für das größere gebildete Publikum war bereits von Koechly selbst beabsichtigt. Die Familie hat mit der Herausgabe derselben, soweit die Manuscripte vorhanden waren, Herrn Geh. Hofrath Bartsch betraut, der sich im Vorwort des Näheren darüber ausspricht. Nur der erste Vortrag ist bereits gedruckt. Alle übrigen erscheinen hier zum ersten Mal. Allen Freunden des classischen Alterthums wird dies Buch willkommen sein!

Carl Winter's Universitätsbuchhandlung in Heidelberg.

Soeben sind erschienen:

Alte
Französische Volkslieder.

Übersetzt

von

Karl Bartsch.

Nebst einer Einleitung über das französische Volkslied des 12. bis 16. Jahrhunderts.

8°. eleg. geb. M. 6.—.

☞ Eine Sammlung charakteristischer, naturwüchsiger altfranzösischer Volkslieder in vorzüglicher Übersetzung.

Max Eyth,
Mönch und Landsknecht.

Erzählung aus dem Bauernkrieg.

8°. eleg. geb. M. 4.—.

„Viele unserer Leser kennen den Namen des Verfassers. Er ist ihnen durch mancherlei angenehme Begegnungen auf anderen Gebieten vertraut geworden, und wenn er sich im vorliegenden Buche auf ihm bisher anscheinend fremde Gebiete gewagt, so verschwindet jegliches Mißtrauen bei einer Prüfung des Inhaltes vollkommen. Schon der Griff in's Stoffliche, in einer der Jetztzeit so außerordentlich analogen Periode weltbringender politischer, religiöser und socialistischer Gegensätze sichert dem Buch das Interesse moderner Leser, das sich sofort erhöht, wenn man die feinfühlige, echt künstlerische Durchdringung des Stoffes durch den Autor erwägt."

(Schlesische Presse.)

Carl Winter's Universitätsbuchhandlung in Heidelberg.

Soeben ist erschienen:

Dr. Heinrich Dittmar,

Die Weltgeschichte

in einem übersichtlichen, in sich zusammenhängenden

Umriß

für den Schul- und Selbstunterricht.

Zwölfte Auflage.

Verbessert und bis auf die neueste Zeit fortgeführt von

Dr. K. Abicht,

Direktor des Gymnasiums zu Öls.

gr. 8°. eleg. geb. m. 5 Stahlstichen M. 6.—.

„Die Dittmarsche Weltgeschichte muß unstreitig zu den besten Arbeiten dieser Disciplin gezählt werden. Ihre äußere Einrichtung erscheint in zwei Teilen zu je vier Abschnitten, von denen der erste die Urzeit und die ältesten Völker, das Volk Israel und seine Nachbarvölker, die griechische und schließlich die römische Welt beschreibt, während der zweite Teil die römische und christliche Welt in den ersten vier Jahrhunderten, das Mittelalter, die Welt der neueren Zeit und die neueste Zeit oder das Revolutionszeitalter vorführt. Was ihren innern Gehalt und Werth anlangt, so dürfen sich Gegner kaum erheben. Weder Umfang noch Darstellung des geschichtlichen Stoffes gestatten Aussetzungen. Das zur Einprägung Bestimmte ist durch größeren, die erläuternden, veranschaulichenden Momente sind durch kleineren Druck ausgezeichnet. Die Thatsachen erhalten durch die dazu veranlassenden Motive Lebendigkeit und Interesse; die charakteristischen Persönlichkeiten und die Züge ihres Handelns dringen phantasieerregend und vermittelnd in das Gewebe der Thatsachen und eine bedeutende Anzahl genealogischer und synchronistischer Tafeln dienen zur Beförderung des Studiums. Wir empfehlen das äußerst billige und gut ausgestattete Werk, für dessen Wert schon seine 12. Auflage spricht, nicht nur für den Schulgebrauch, sondern auch als vorzügliches Lesebuch zur Belehrung und Unterhaltung."

(Neue deutsche Schulzeitung.)

„Es ist dem Schreiber dieser Zeilen noch lebhaft in Erinnerung, wie ihm als Gymnasiast die erste Auflage dieser Weltgeschichte in die Hand gegeben wurde. Es war ein verhältnißmäßig dünnes, aber gutes Buch, durch Druck, Eintheilung und Gruppirung zum Lernen vortrefflich geeignet. Man behielt nicht nur die Zahl, sondern auch den Ort, wo sie stand. Seit jener Zeit hat das Buch zwölf Auflagen erlebt und ist zu einem stattlichen Bande angeschwollen. Aber seine alten guten Eigenschaften hat es bewahrt. Es steht auf dem Boden christlicher Weltanschauung, es ist ein gutes Lehrbuch, das dem Unterrichtenden gestattet, sich kurz zu fassen oder auch den Stoff ausführlicher zu behandeln; es ist ein gutes Lernbuch, wie kein zweites übersichtlich, kurz und klar zusammengestellt und geordnet. Herr Dr. Abicht hat die Ergebnisse neuerer Forschungen berichtigend benutzt und im Geiste des verstorbenen Verfassers die Geschichte bis auf die neueste Zeit weiter geführt. Wir empfehlen das Buch aber auch jedem Gebildeten zum Nachschlagen und Nachlesen. Selbst der Detailforscher fühlt manchmal das Bedürfniß, nun wieder ein zusammenhängendes Bild des ganzen Lebensganges der Menschheit vor Augen zu haben. Allen diesen Bedürfnissen trägt das gut ausgestattete, verhältnißmäßig billige Werk vollständig Rechnung." (Pfälzer Post.)

Carl Winter's Universitätsbuchhandlung in Heidelberg.

Band VI. 1: **Die Bewegungen der Gegenwart im Lichte der christlichen Weltanschauung.** Von Hof- und Domprediger **A. Stöcker** in Berlin. (60 Pf.) — 2: **Goethes Faust nach seinem religiösen Gehalte.** Von Dr. **M. Rieger** in Darmstadt. (80 Pf.) — 3: **Arbeit und Arbeiter.** Von Dekan **O. Schwarzkopf** in Langenburg. (60 Pf.) — 4: **Die angelsächsische Herrschaft in England.** Von Prof. Dr. **Heinr. Geffcken** in Straßburg. (60 Pf.) — 5/6: **Die Religion der Arier nach den indischen Vedas.** Von Lic. th. **L. Krummel** in Sandhausen. (1 M.) — 7: **Der Kapitalismus in der Gelehrtenwelt.** Von Dr. **Adolf Mayer** in Wageningen. (80 Pf.)

Demnächst werden erscheinen: (Die Reihenfolge ist noch nicht bestimmt.)

Einfluß des Christenthums auf Krieg und Kriegführung. Von Divisionspfarrer **G. Fingado** in Rastatt.

Vittoria Colonna, die Freundin Michelangelo's. Von Prof. **A. Hauck** in Erlangen.

Ueber Farbenblindheit. Von Hofrath Professor Dr. **Otto Becker** in Heidelberg.

Irland und Sicilien, vergleichende Reiseeindrücke. Von Prof. Dr. **A. von Lasaulx** in Kiel.

Kulturzustände der Restaurationsepoche in England. Von Dr. **Gottfried Kinkel** jun. in Zürich.

Joh. Albr. Bengel und seine Schule. Von Pfarrer Dr. **Reiff** in Stuttgart.

Großes und Kleines in Raum und Zeit. Von Professor Dr. **Fr. Pfaff** in Erlangen.

Carl Winter's Universitätsbuchhandlung in Heidelberg.

In Carl Winter's Universitätsbuchhandlung in Heidelberg sind soeben erschienen:

Hermann Koechly,

Akademische Vorträge und Reden.

Neue Folge.

Herausgegeben von **Karl Bartsch.**

gr. 8°. brosch. M. 6.—, geb. M. 7.—.

Inhalt: I. Cäsar und die Gallier. II. Über den Hippolytos des Euripides, mit Bezugnahme auf die Phädra des Racine. III. Die Iliaslieder. IV. Über die griechischen Mondmythen. V. Über Demosthenes. 1–6. Vortrag.

☞ Die Herausgabe dieser Sammlung seiner Vorträge für das größere gebildete Publikum war bereits von Koechly selbst beabsichtigt. Die Familie hat mit der Herausgabe derselben, soweit die Manuscripte vorhanden waren, Herrn Geh. Hofrath Bartsch betraut, der sich im Vorwort des Näheren darüber ausspricht. Nur der erste Vortrag ist bereits gedruckt. Alle übrigen erscheinen hier zum ersten Mal. Allen Freunden des classischen Alterthums wird dies Buch willkommen sein!

Alte

Französische Volkslieder.

Übersetzt

von

Karl Bartsch.

Nebst einer Einleitung über das französische Volkslied des 12. bis 16. Jahrhunderts.

8°. brosch. M. 5.—, eleg. geb. M. 6.—.

☞ Eine Sammlung charakteristischer, naturwüchsiger altfranzösischer Volkslieder in vorzüglicher Übersetzung.

C. S. Winter'sche Buchdruckerei.

Deacidified using the Bookkeeper process
Neutralizing agent: Magnesium Oxide
Treatment Date: Jan. 2005

PreservationTechnologies
A WORLD LEADER IN PAPER PRESERVATION
111 Thomson Park Drive
Cranberry Township, PA 16066
(724) 779-2111

LIBRARY OF CONGRESS
0 013 686 999 1